

philosophie

Magazin

Wie regieren in
Zeiten des Umbruchs?
**Juli Zeh diskutiert
mit Olaf Scholz**

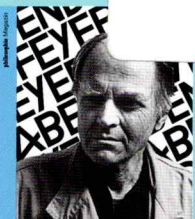
„Das Leben ist
eine autodidaktische
Angelegenheit“
**Peter Sloterdijk
im Gespräch**

Gibt es die Guten

und die Bösen?

Titeldossier
mit Slavoj Žižek
Emilia R
Fabian I

Mit Sammel
Paul Feyerabend
Wissenschaftskritik



Paul Feyerabend und
die Wissenschaftskritik
„Wider den Methodenzwang“
Auszug

Philomagazin Verlag GmbH - Brunnenstr. 143 - 10115 Berlin
ZKZ 24518, PVSt+4, Deutsche Post
11578278 # 1, 2 * S 723 * B 57
Herrn Matthias Coers
Reichenberger Straße 177
10999 Berlin

03/2024 April/Mai
D 8,90 € / O 9,60 €
CH 17,50 SFr / BENELUX 9,60 €



4 192451 808901 03



Prof. Dr. Monika Betzler, Lehrstuhlinhaberin für »Praktische Philosophie und Ethik«, Leiterin des Masterstudiengangs »Philosophie Politik Wirtschaft«.

“

Klimawandel, Automatisierung und künstliche Intelligenz, geopolitische Umwälzungen und das Gesundheitssystem unter Druck – unsere Gesellschaft ist mehr denn je großen Herausforderungen ausgesetzt. Führungskräfte benötigen dafür vernetzendes Denken.

Wir bereiten Sie darauf vor.

”

Denken Sie sich weiter

mit dem berufsbegleitenden Masterstudiengang »Philosophie Politik Wirtschaft«.

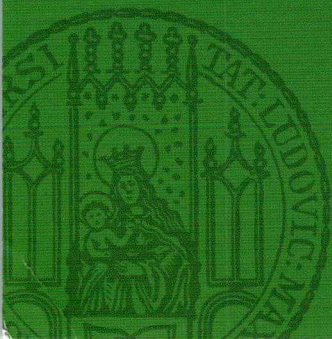
Der Studiengang richtet sich an Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger aus Unternehmen, Politik und Institutionen. Im intensiven Austausch mit Mitstudierenden verschiedener Fachrichtungen und renommierten Professorinnen und Professoren lernen Sie, Zielkonflikte aus neuen Perspektiven zu betrachten, Handlungsmöglichkeiten systematisch zu bewerten und Entscheidungen souverän zu vermitteln.

Das berufsbegleitende Studium beginnt im Herbst und dauert vier Semester. Die Kursgröße ist auf 20 Personen begrenzt.

Bei Fragen zum Studium wenden Sie sich bitte an:
Dr. Gloria Mähringer, Philosophie Politik Wirtschaft,
ppw@lmu.de



Limitiert auf 20 Plätze
lmu.de/ppw



Liebe Leserinnen und Leser, und, auf welcher Seite stehen Sie?



Der propalästinensischen oder der proisraelischen? Sind Sie für Identitätspolitik oder dagegen? Gendern Sie? Oder hassen Sie es? Und was ist mit den Waffenlieferungen an die Ukraine? Mit der Flüchtlingspolitik? Sollten wir migrationsoffen sein oder alle Grenzen dichtmachen, gar Menschen mit Migrationshintergrund „remigrieren“, wie es Teile der AfD fordern?

Vielleicht gehören Sie aber auch zu jenen, die sich die Augen reiben und sich fragen, was eigentlich los ist mit unserer Debattenkultur, in der es für viele nur noch Schwarz oder Weiß zu geben scheint. Nach dem Motto: Wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Oder schärfer: Wenn du dich nicht ganz klar positionierst, machst du dich mit den Falschen gemein und wirst auch unser Feind. In einem solchen Klima steht jeder Differenzierungsversuch schnell unter

Verdacht. Auch für Philosophinnen und Philosophen ist das Schubladendenken ein echtes Problem. Immerhin ist es ihr Job, genauer hinzusehen, die Grautöne auszu-leuchten und das, was scheinbar nicht zu verstehen ist, eben doch zu verstehen. Vor allem aber würde die Demokratie sich schlicht selbst untergraben, wenn sie bestimmte Positionen vor-schnell aus dem Diskurs ausschließt. Um es mit der Politologin Chantal Mouffe zu sagen: Wir müssen lernen, uns als politische Gegner anzuerkennen, um zu verhindern, dass wir uns als Feinde begegnen. Und so fordert Mouffe einen „Kampf zwischen unvereinbaren hegemonialen Projekten, die niemals rational miteinander versöhnt werden können“.

Das klingt gut, nach offener Debattenkultur. Aber, und das ist die heikle Frage: Was folgt daraus faktisch? Etwa, dass menschenfeindliche Positionen als diskutabel angesehen werden sollen? Muss man nicht eben doch an einem bestimmten Punkt die Grenze ziehen?

Und auch das Verstehen birgt ein Risiko: Der hermeneutische Wille kippt, wenn man nicht aufpasst, in eine Rechtfertigung des Bösen. Man denke hier etwa an den Versuch, die Massaker

der Hamas am 7. Oktober des vergangenen Jahres auf eine Weise zu „kontextualisieren“, die sie im Endeffekt als legitim erscheinen lässt. Der Philosoph Slavoj Žižek stand selbst im Verdacht, eine solche Legitimation vorzunehmen. Für unser Titeldossier hat er einen Essay geschrieben, in dem er mit Kant seine Position erläutert.

Die Sache mit dem Guten und dem Bösen ist also alles andere als einfach. Das vorliegende Heft versteht sich als orientierende Handreichung. Gleichzeitig möge es all jene produktiv irritieren, die sich vielleicht doch allzu sicher sind, auf der Seite des Guten zu stehen.

Und noch eine Information in anderer Sache: Am 29. Juni 2024 findet das Berliner Philosophie-Festival „Philo.live!“ mit vielen prominenten Bühnengästen statt, das vom Philosophie Magazin in Partnerschaft mit der phil.COLOGNE veranstaltet wird. Hier können Sie sich für den Newsletter anmelden, damit Sie rechtzeitig alle Infos erhalten und den Ticketstart nicht verpassen:



www.philomag.de/philosophie-live

Es grüßt Sie herzlich

**Ihre Svenja Flaßpöhler,
Chefredakteurin**



Seite 16

Juli Zeh

Die Kluft zwischen politischer Elite und Bevölkerung ist ein zentrales Thema im Schaffen der Schriftstellerin und Juristin Juli Zeh. Im großen Dialog mit Olaf Scholz spricht sie über die Ursachen der Repräsentationskrise. Trotz der allgemeinen Katastrophenstimmung erkennt sie in den vielfältigen Straßenprotesten einen „doppelwummigen Vitaminbooster für das politische Miteinander“. 2023 erschien ihr jüngster Roman „Zwischen Welten“ (Luchterhand; gemeinsam mit Simon Urban).



Seite 36

Peter Sloterdijk

Lassen sich das eigene Leben und Werk vom Ende oder Anfang her verstehen? In „Zeilen und Tage III“ votiert Peter Sloterdijk für Letzteres. Im Interview erzählt er, wie ihn Geburtstrauma, Urschreitherapie und das Durchlaufen der „perinatalen Matrix“ prägten und inwiefern sich eine „reservierte Zustimmung zum Faktum der Existenz“ als tragfähigste Haltung erweist. Sloterdijk ist Professor em. für Philosophie und Ästhetik an der Hochschule für Gestaltung Karlsruhe.



Seite 60

Philipp Hübl

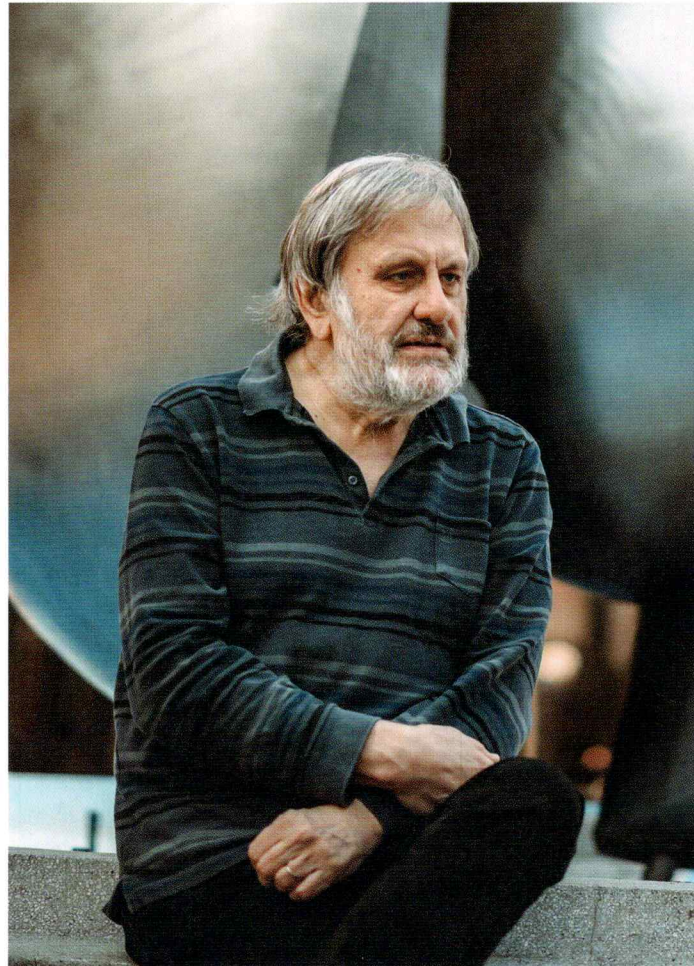
„Moralspektakel“ lautet der Titel des neuen Buchs von Philipp Hübl, das am 24. April bei Siedler erscheint. Für Hübl ist ein Großteil gegenwärtiger Identitätspolitik eine zur Schau gestellte Moralität, die der Selbstaufwertung und Gruppenzugehörigkeit dient. Mit der Politologin Emilia Roig debattiert er über die Grenzen zwischen realer Diskriminierung und Selbstinszenierung. Hübl ist derzeit Gastprofessor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Universität der Künste Berlin.



Seite 11

Mirna Funk

Die Palästinenser, so Funk, sollten sich ebenso wie Frauen aus ihrer Opferrolle befreien – mit polemischen Stellungnahmen wie diesen bringt sich Mirna Funk immer wieder in umkämpfte Debatten ein. Wie sie im Interview erklärt, verortet sie sich mit ihrer provokanten Stimme in einer langen jüdischen Tradition, die den konstruktiven Konflikt sucht und eine eigene Form der Resilienz kultiviert. Ihr Buch „Von Juden lernen“ ist gerade bei dtv erschienen.



Seite 56

Slavoj Žižek

„Den Kontext zu analysieren, bedeutet nicht, dass etwas entschuldigt oder gerechtfertigt wird“

Dossier: Das Böse wird oft mit Verweis auf höhere Prinzipien legitimiert. Doch gerade die kantische Pflichtethik verbietet eine solche Ausrede: Wir sind für die Regeln, die wir uns geben, und die Handlungen, die daraus folgen, absolut haftbar – was Slavoj Žižek auch auf das Massaker vom 7. Oktober 2023 bezieht.

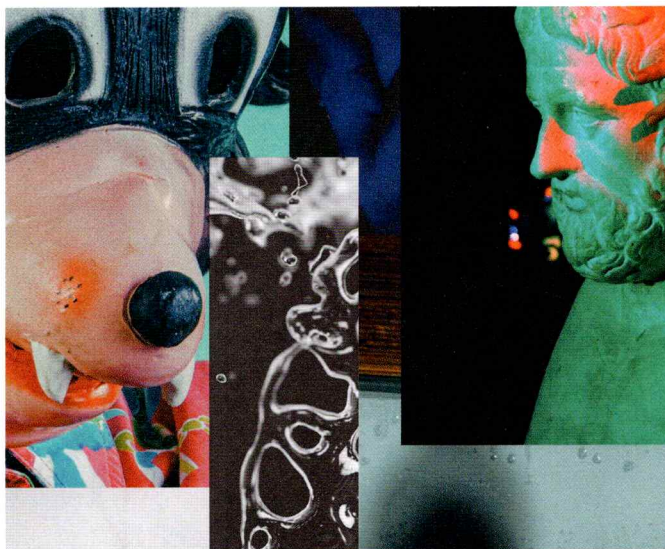
- 03 Editorial
04 Beitragende

Arena

- 08 **Denkanstöße**
10 **Einwurf**
Impeachment ohne Amt / Mirna Funk über falsche Opfernarrative / Karl Marx und die Bauernfrage
14 **Sinnbild**
16 **Dialog**
Wie regieren in Zeiten des Umbruchs?
Juli Zeh diskutiert mit *Olaf Scholz*
22 **Fundstück**
Ernst-Wolfgang Böckenförde: „Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation“
24 **Essay**
Schluss mit Talent
Von *Vivian Knopf*
28 **Ohne Geländer**
Protest für die Normalität
Kolumne von *Eva von Redecker*



Seite 24 **Schluss mit Talent:**
Essay von Vivian Knopf



Seite 42
Dossier: Gibt es die Guten und die Bösen?

Leben

- 32 **Weltbeziehungen**
Sehnsucht nach Glitzer / Spiegeln- der Paternalismus / Delulu
34 **Unter uns**
Die Sache mit der Rudermaschine
Kolumne von *Wolfram Eilenberger*
36 **Gespräch**
Peter Sloterdijk: „Das Leben ist eine autodidaktische Angelegenheit“
40 **Lösungswege**
Ist es gut, die Kontrolle abzugeben?

Dossier: Gibt es die Guten und die Bösen?

- 44 **Freund und Feind**
Von *Svenja Flaßpöhler*
46 **Meine Toleranzgrenze**
Fünf Menschen erzählen
Kommentar von *Fabian Bernhardt*
52 **Die Natur des Bösen**
Historisches Pro & Contra
56 **Essay**
Das Böse als ethische Kategorie
Von *Slavoj Žižek*
60 **Übertreiben wir es mit der Moral?**
Emilia Roig und *Philipp Hübl* im Dialog

Klassiker

- 68 **Paul Feyerabend und die Wissenschaftskritik**
Von *Christoph Kann*
74 **Überblick**
Was ist Konservatismus?
76 **Zum Mitnehmen**
Martin Bubers „Ich und Du“
Von *Timm Lewerenz*

Salon

- 80 **Kulturtipps**
Musikkolumne von *Florian Werner* / Film / Ausstellung / Podcast
84 **Agenda**

Bücher

- 86 **Kurz und bündig**
Kolumne von *Jutta Person*
87 **Buch des Monats**
Michael Hampe: „Wozu?“
90 **Thema**
Mensch und Müll
92 **Scobel.mag**
Kolumne von *Gert Scobel*
94 **Thema**
300 Jahre Kant

Finale

- 96 **Leserpost / Impressum**
98 **Phil.Kids**



Demonstrationen gegen die AfD: In Leipzig gehen am 21. Januar 2024 mehrere Zehntausend Menschen auf die Straße, nachdem über ein geheimes Treffen rechtsextremer Akteure berichtet wurde, bei dem unter anderem AfD-Mitglieder anwesend waren



Arena

Raum für Streit und Diskurs

08

Denkanstöße

10

Einwurf

Impeachment ohne Amt / Mirna Funk
über falsche Opfernarrative / Karl Marx
und die Bauernfrage

14

Sinnbild

16

Dialog

Wie regieren in Zeiten des Umbruchs?
Juli Zeh diskutiert
mit Olaf Scholz

22

Fundstück

Ernst-Wolfgang Böckenförde:
„Die Entstehung des Staates als Vorgang
der Säkularisation“

24

Essay

Schluss mit Talent
Von Vivian Knopf

28

< Ohne Geländer

Protest für die Normalität
Kolumne von Eva von Redecker

Schaukelnde Ordnung

In Miami ist das größte Kreuzfahrtschiff der Welt in See gestochen, das sich mit Foucault als Ort verstehen lässt, der viel über unsere Gesellschaft verrät



Das größte Kreuzfahrtschiff der Welt, die Icon of the Seas, ist am 27. Januar von Miami aus zur Jungfernfahrt in die Karibik aufgebrochen. Mit einer Länge von 365 Metern und 20 Decks ist es fünfmal größer als die Titanic. An Bord sorgen 40 verschiedene Restaurants und Bars, eine Eislaufbahn, ein Wasserfall, ein Seilgarten und ein Surfsimulator mit künstlicher Welle nonstop für Vergnügen. Mit ineinandergeschlungenen bunten Rutschen und sieben Pools sehen die oberen Decks aus wie Barbieland. Wer hier Urlaub macht, der will die Real World weit hinter sich lassen.

Besondere Räume, die innerhalb und außerhalb der regulären Ordnung liegen, nennt der französische Philosoph Michel Foucault „Heterotopien“. Die Normen der Gesellschaft sind hier nur teilweise umgesetzt oder umgekehrt. Meistens sind diese Orte nicht ohne Weiteres zugänglich, sondern vom restlichen Raum isoliert, wie zum Beispiel Friedhöfe, Gefängnisse, Theater und Gärten. Die ultimative Heterotopie ist für Foucault das

Schiff, „ein schaukelndes Stück Raum“, ein „Ort ohne Ort, der aus sich selber lebt“. Gleichzeitig in sich geschlossen und doch den unendlichen Weiten des Meeres ausgeliefert, verbindet es Orte, die in sich schon Heterotopien sind: die Häfen, die Bordelle, die Kolonien. Im Schiff erkennt Foucault das „größte Imaginationsarsenal“: „In den Zivilisationen ohne Schiff versiegen die Träume, die Spionage ersetzt das Abenteuer und die Polizei die Freibeuter.“

Jede Heterotopie sagt etwas über die Ordnung aus, an die sie gebunden ist. Es ist unschwer zu erkennen, dass es nicht gut um eine Gesellschaft stehen kann, deren größtes Imaginationsarsenal ein schwimmender Freizeitpark ist. Wir leben zwar nicht in einer Zivilisation, die nie ein Schiff erdacht hat, aber beim Anblick der Icon of the Seas drängt sich der Eindruck auf, wir lebten in einer Zivilisation, in der das Schiff aufhört, Schiff zu sein. Im Plätschern des künstlichen Wasserfalls inmitten von 250 800 Tonnen Stahl und Plastik versiegen die Träume und der Fun ersetzt das Abenteuer. / **Helena Schäfer**

„Die Wokeness-Kultur hat ihren Zenit überschritten“

– Ijoma Mangold

Quelle

DIE ZEIT Nr. 04/2024

Argumentation

Unternehmen wie Victoria's Secret und BlackRock verabschieden sich von Diversity, weil es sich wirtschaftlich nicht auszahlt. Auch das Diskursklima hat sich verändert, „woke“ Positionen werden nicht mehr unhinterfragt hingenommen.

Seit dem Terror der Hamas am 7. Oktober 2023 ist das „woke“ Lager zudem gespalten.

Beispiel

Noch 2020 musste die Personalchefin von Adidas nach massiver Kritik zurücktreten, weil sie Rassismus nicht als überragendes Problem der Gesellschaft anerkannte. Das wäre heute kaum mehr denkbar.

Einwand

„Woke“ Positionen setzen sich mit tatsächlichen Formen von Diskriminierung wie Rassismus und Sexismus auseinander und sind daher keinesfalls überholt.

40 Prozent

So viele Menschen haben laut UNESCO keinen Zugang zu Bildung in ihrer Muttersprache. Die Literaturwissenschaftlerin Gayatri C. Spivak fragte einst, ob die „Subalternen“ so sprechen können, dass sie Gehör finden – und verneinte es. Man muss hinzufügen: Selbst wenn sie es könnten, dann nur in einer Fremdsprache, die es ihnen schwer macht, ihr Anliegen vorzutragen. / **Marion Köhler**



Friedrich Merz

Vorsitzender der CDU,
über den Umgang mit der AfD

„Wir sollten weniger Zeit mit
Abscheu und **Empörung** verbringen.“

02.12.2023

„Das Grundmotiv der Résistance
war die **Empörung**.“

2011

Stéphane Hessel

„Empört euch!“ (Ullstein, 2011)



Roter Cäsarismus (m);

Republikanische Intellektuelle halten Trump für einen legitimen Diktator und berufen sich dabei auf Leo Strauss

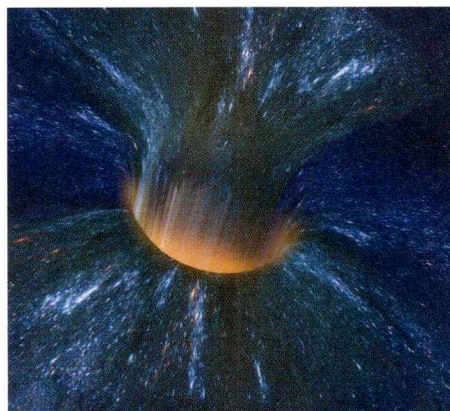
Der Trumpismus gilt als theorieresistent: zu erratisch und undurchdacht, um ein System daraus zu machen. Dennoch fügt er sich mitunter in bestehende Theoriesplitters ein. Als Trump ankündigte, nach seiner Wiederwahl „nur am ersten Tag“ „Diktator“ zu sein, entsprach dies einem Vorschlag, den der Publizist Michael Anton 2020 gemacht hat: Um den Bürgerkrieg zu verhindern, fordert er einen starken Mann, der die Ordnung vorübergehend suspendiert, um sie wiederherzustellen. Das Vorbild dafür ist Gaius Iulius Cäsar, der als Mann des Volkes den korrupten römischen Senat ausschaltete. Die „blauen“ Demokraten sind laut Anton dafür nicht geeignet, als Teil des Establishments können sie allenfalls eine schlechte Tyrannei errichten. Nur ein „roter“, republikanischer „Cäsar“ sei volksnah genug, um eine bessere Verfassung durchzusetzen. Anton beruft sich auf den Philosophen Leo Strauss, bei dem es allerdings einen Unterschied gibt: Strauss' Cäsar braucht keine Rechtfertigung. Er ist mächtig genug. Wer ihn herbeischreibt, macht ihn noch mächtiger und damit zum Tyrannen. / Moritz Rudolph

Rückwärts leben

Sprünge durch die Zeit, so das Ergebnis einer Cambridge-Studie, sind durch simulierte Zeitschleifen möglich – Erfolgsquote: 25 Prozent. Das Experiment scheint Kierkegaards Losung, dass man „vorwärts“ lebt, aber nur „rückwärts verstehen“ kann, auf den Kopf zu stellen: In der Simulation bewegen sich Teilchen rückwärts in der Zeit, um vorwärts, in Richtung des experimentellen Ausgangs, auf neue Wahrheiten zu stoßen. Ermöglicht wird das durch das rätselhafte Phänomen der Quantenverschränkung. Dabei werden zwei Teilchen so gekoppelt, dass eine Änderung des einen sich unmittelbar auf das andere auswirkt. Was bisher bloß auf räumliche Distanz beobachtet wurde, gilt demnach, so die erstaunliche

Einsicht, auch in zeitlicher Hinsicht – allerdings nur im subatomaren Bereich. Eine Zeitreise zu Kierkegaard, um ihn seinen Satz überdenken zu lassen, ist somit weder nötig noch möglich.

/ Kilian Thomas



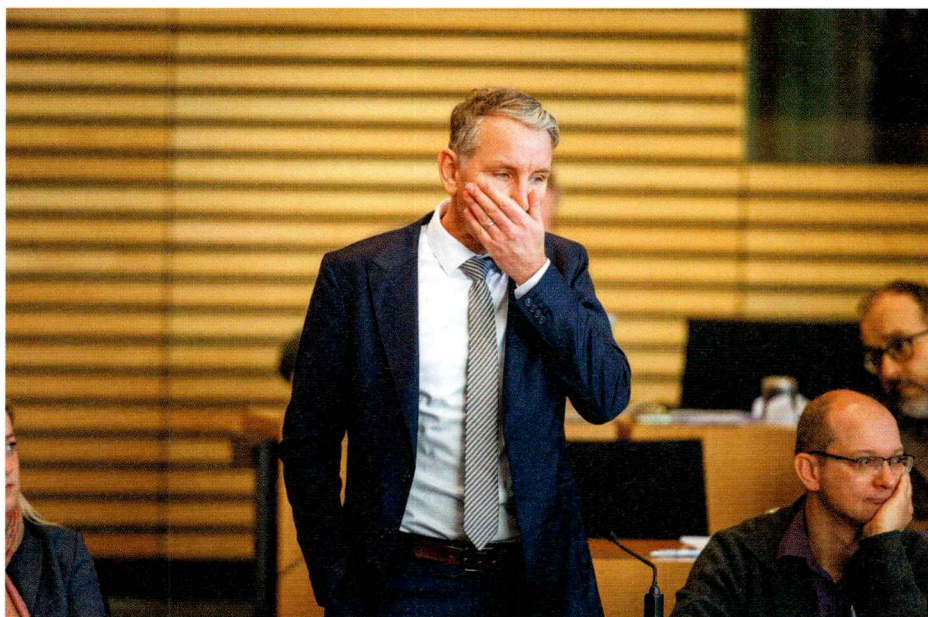
Grundrechtsentzug – Was tun gegen Rechts- extremisten? / Kulturkampf – Mirna Funk über falsche Opfernarrative / Protestbewegung – Karl Marx und die Bauernfrage

Deutschland

Wehrhafte Demokratie

Impeachment ohne Amt

Als Alternative zu einem AfD-Verbot steht der Vorschlag im Raum, Björn Höcke die Grundrechte zu entziehen. Der Rechtswissenschaftler Florian Meinel erläutert, wie sinnvoll der Vorstoß ist



Der vom Verfassungsschutz als rechtsextrem eingestufte AfD-Politiker Björn Höcke sieht sich einem drohenden Entzug seiner Grundrechte ausgesetzt

Nach Artikel 18 des Grundgesetzes verwirkt seine Grundrechte, wer die Freiheit der Meinungsäußerung, die Presse-, Lehr- oder Versammlungsfreiheit, die Kommunikationsrechte, Eigentum oder Asylrecht „zum Kampfe gegen die freiheitliche demokratische Grundordnung missbraucht“. Praktisch hat das Verfahren nach Artikel 18 des Grundgesetzes gegenüber dem schwerfälligen Parteiverbotsverfahren eine Reihe von Vorzügen. Hier sind die

Hürden hoch: Das Parteiverbotsverfahren kann nur von Bundesregierung, Bundestag oder Bundesrat initiiert werden. Der Beweisaufwand ist groß. Dass die Gesamtpartei verfassungsfeindlich ist, muss aus tausend Bausteinen und Einzelbelegen begründet werden. Den Antrag nach Artikel 18 des Grundgesetzes kann hingegen auch eine einzelne Landesregierung stellen und das Verhalten eines Einzelnen ist leichter zu beurteilen.

Dieses Instrument der Grundrechtsverwirkung ist die missglückte Regelung einer höchst sinnvollen demokratischen Institution. Missglückt ist die Regelung, weil die Formulierung des Grundgesetzes eher an eine moralische als eine politische Kategorie denken lässt. Wer ein Recht verwirkt, hat im Allgemeinen durch eigenes anstößiges Verhalten die Berechtigung zu seiner Ausübung verloren, obgleich es ihm formal zustehen mag.

Auf den Umgang mit Verfassungsfeinden lässt sich das nicht ohne Weiteres übertragen. Politisches Handeln ist nicht an die Ausübung von Grundrechten gebunden. Reden, Senden, Konspirieren und Agitieren kann auch, wer seine Grundrechte verwirkt hat. Die entscheidende Frage ist, ob die politisch Verantwortlichen bereit sind und ob es Erfolg verspricht, nach der Verwirkung der Grundrechte die exekutiven Machtmittel der Polizei dazu zu nutzen, genau das zu unterbinden: Auftritte verbieten, Kanäle in den sozialen Medien stilllegen, Interviews vor ihrer Veröffentlichung beschlagnahmen, Teilnahme an angemeldeten Demonstrationen durch rechtzeitigen Polizeigewahrsam verhindern.

Hierzu schweigt die Verfassung, die nur rechtsethische Prinzipien für den verfassungsfeindlichen Missbrauch von Grundrechten wiederholt und den politischen Sinn des Verfahrens vollständig der Regelung durch das einfache Prozessrecht überlässt. Jene Regelung des Bundesverfassungsgerichtsgesetzes ist denkbar scharf. Das Bundesverfassungsgericht kann dem Betroffenen nach

seinem Ermessen „Beschränkungen auferlegen“, die dann als gesetzliche Grundlage des Handelns von Polizei und Behörden ausreichen.

Der Erfolg einer solchen Strategie lässt sich nicht prognostizieren. Dass der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte einschreitet, wenn die Bundesrepublik sich einem Faschisten entgegenstellt, ist unwahrscheinlich. Aber hält die öffentliche Meinung eine solche Rechtlosstellung eines Einzelnen aus? Würden die Verwaltungsgerichte Widerstand leisten, indem sie beispielsweise aus allgemeinen rechtsstaatlichen Grundsätzen oder anderen Grundrechten wie der Allgemeinen Handlungsfreiheit einen die verwirkten Grundrechte teilweise kompensierenden Schutzstandard proklamieren und dadurch Verfassungsfeinde am Ende in die beste alle möglichen Lagen bringen: geächtet und doch geschützt?

Zu einer sinnvollen demokratischen Institution wird das Verfahren durch die zweite Regelung, die das Verfahrensrecht, aber wiederum nicht die Verfassung selbst trifft: Das Gericht kann für die Dauer der Grundrechtsverwirkung das aktive und passive Wahlrecht und die Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter entziehen. Im Falle von Björn Höcke hieße das: Verlust des Mandats, Streichung von allen Wahllisten, keine Ernennung in ein öffentliches Amt. Die Grundrechtsverwirkung wird auf diese Weise ein Verfahren der Disqualifikation für die Teilhabe an elektoraler politischer Macht in der Demokratie. Als solches ist es keine deutsche Besonderheit. Seit es sie gibt, müssen Republiken dafür Sorge tragen, dass die Macht nicht in falsche Hände gerät. Viele Verfassungen kennen deswegen solche Disqualifikationsregeln; die US-amerikanische Amtsenthebung („impeachment“) von Amtsträgern durch den Senat ist nur die bekannteste. Einzelstaatliche Gerichte haben zuletzt den 14. Verfassungszusatz gegen Donald Trump getestet, wonach niemand in ein öffentliches Amt gewählt werden darf, der sich in amtlicher Eigenschaft an einem Aufstand oder einer Rebellion gegen die Verfassung beteiligt oder ihre Feinde unterstützt hat.

Die Besonderheit der deutschen Regelung besteht zum einen darin, dass sie kein bestimmtes Fehlverhalten voraussetzt, sondern eine akute politische Gefahr. Gerade das, die Nutzung des Aktionsraums der politischen Öffentlichkeit für die verfassungsfeindliche Agitation, war ja die Weimarer Erfahrung. Zum anderen und deswegen kann die Grundrechtsverwirkung nicht nur gegen Amtsträger angewandt werden, sondern gegen jedermann: Sie ist ein Impeachment ohne Amt. Ist sie normativ besser zu rechtfertigen

als ein Parteiverbot, das eine ganze Organisation und ihr Programm aus dem Spiel nimmt? Zumindest die sattem bekannten Appeasement-Argumente (viele AfD-Wähler sind nur besorgte Bürger; der liberalkonservative Flügel) sind hier gegenstandslos. /

Florian Meinel ist Rechtswissenschaftler und Professor an der Georg-August-Universität Göttingen. Sein Buch „Vertrauensfrage. Zur heutigen Krise des Parlamentarismus“ erschien 2019 bei C. H. Beck

Diskussionsklima

Nahost

Mirna Funk: „Es geht darum, einander ausschließende Narrative zeitgleich zu dulden“

Was lehrt uns die jüdische Geistesgeschichte über eine gute Streitkultur? Die Autorin Mirna Funk zu ideologiefreiem Denken



Mirna Funk ist Schriftstellerin, Journalistin und studierte Philosophin. Ihr Buch „Von Juden lernen“ ist soeben bei dtv erschienen

Frau Funk, der Kern jeder Ideologie ist der Anspruch auf absolute Wahrheit. Sie dagegen schreiben, man käme der Wahrheit nur dann näher, wenn wir zwei gegensätzliche Positionen in uns vereinen, ohne „innerlich zu zerreißen“. Wie gelingt uns das?

Es gibt einen jüdischen Witz über einen Schiffbrüchigen. Nach Jahren findet man ihn und sieht, dass er zwei Synagogen gebaut hat. Man fragt ihn, warum.

Seine Antwort: „In die eine gehe ich, in die andere würde ich nie einen Fuß setzen!“ Es geht also stets darum, einander ausschließende Narrative zeitgleich zu dulden, sich nicht für eine der beiden fest zu entscheiden, sondern sich in Pendelbewegung zwischen ihnen aufzuhalten.

Ähnelt diese Suche nach Wahrheit der hegelschen Dialektik? Von der These über die Antithese zur Synthese?

Nein, gerade das nicht! Die beiden entgegengesetzten Positionen bleiben bestehen. Zwischen ihnen zu pendeln, bedeutet nicht, zwischen ihnen zu vermitteln oder sie im Sinne Hegels „aufzuheben“. Nur dann haben wir eine Chance, der Wahrheit so nahe wie möglich zu kommen, wenn wir uns zwischen diesen beiden Polen bewegen. Und wann immer wir glauben, die Wahrheit erfasst zu haben, ist sie uns schon wieder entglitten. >

Haben Sie für diese erkenntnisbringende Pendelbewegung ein Beispiel?

Zum Beispiel herrscht in den derzeitigen Debatten – vom Nahen Osten bis zum Feminismus – eine klare Dichotomie zwischen Unterdrückern und Unterdrückten. Wichtig ist es hier, nicht einseitig zu verkünden, dass dieser der Unterdrücker und jener der Unterdrückte ist, sondern zu erkennen, dass je nach Situation auch der Unterdrücker unterdrückt werden kann und andersherum. Dass man immer nur eines davon ist – der Mann als Unterdrücker, die Frau als Unterdrückte, Israel als Unterdrücker, die Palästinenser als Unterdrückte –, bei dieser Überzeugung sind wir geistig irgendwo falsch abgelenkt.

Was hat uns falsch abbiegen lassen?

Offenbar haben viele nicht bedacht, dass man nur dann zu einem reifen Urteil finden kann, wenn man ein Zwiegespräch mit sich führt, ein „inneres Machloket“, wie ich es im Buch nenne. „Machloket“ (מַחְלֹקֶת) meint die jüdische Streitkultur, die im besagten Auspendeln zwischen entgegengesetzten Standpunkten besteht und auf fixe, einseitige Standpunkte verzichtet.

Nun gibt es Kritiker, die Ihnen vorwerfen, durchaus einseitige Standpunkte zu beziehen. Kurz nach dem Terrorangriff der Hamas schrieben Sie in der Neuen Zürcher Zeitung, die Palästinenser müssten sich von ihrem „Opfermythos“ befreien und der Gazastreifen solle durch eine Mauer abgeschnitten werden, „so hoch wie der Eiffelturm“. Das klingt nicht unbedingt nach dem Ergebnis eines inneren Zwiegesprächs ...

Das mag Ihnen vielleicht nicht so vorkommen, aber dieser NZZ-Text ist durchaus ein Debattenbeitrag im Sinne eines Machloket. Wenn ich das Gefühl habe, es dominiert eine Sichtweise den Diskurs, dann habe ich das Bedürfnis, die Position zu vertreten, die vernachlässigt wird. Denn wollen wir der Wahrheit näherkommen, muss auch sie beleuchtet werden. Ein Stück weit opfere ich mich für den Machloket, dafür, dass die Diskussion an Substanz gewinnt. (lacht)

Also geht es gar nicht so sehr um den Inhalt Ihres Standpunkts, sondern darum, dass er gegen den Zeitgeist steht?

Auf keinen Fall! Diese Position, die ich in dem Artikel vertreten habe, ich stehe vollständig hinter ihr. Sie ist auch konsistent mit meiner Haltung in anderen Debatten. Es geht mir um Selbstverantwortung. Ich bin kein Freund

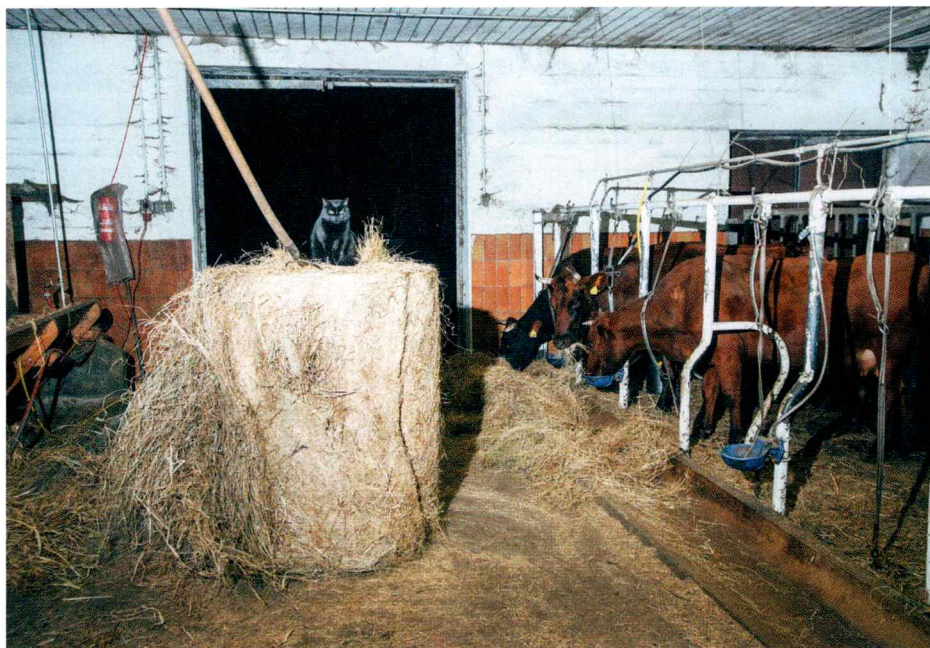
von Opfernarrativen. Weder bei einem Volk, das Millionen an Hilfgeldern erhalten hat und dafür einer genozidalen Terrororganisation anheimfällt – noch bei einer Hausfrau, die sich finanziell von ihrem Ehemann abhängig macht, nach 14 Jahren durch eine Geliebte ersetzt wird und in der Sozialhilfe landet. / **Die Fragen stellte Timm Lewerenz**

Landwirtschaft

Demonstrationen

Weder Kapitalist noch Arbeiter

Die Bauernproteste sollen von Rechten unterwandert sein. An Karl Marx' Überlegungen zur Bauernfrage zeigt sich, dass es ihre einzigartige Position ist, die sie zu einem streitbaren Subjekt macht



Ein landwirtschaftlicher Betrieb in Deutschland. Die ökonomische Eigenart ihres Berufsstands macht Bauern zu einem umkämpften Subjekt

Historisch bestand ein Bündnis zwischen den Bauern und der linken Arbeiterbewegung, aber schon immer sorgten die Eigenarten des Berufsstands für ein schwer arrangierbares Verhältnis. Dass sich ihnen heute Rechte anschließen können, erklärt sich aus ihrer besonderen Situation. Anders als die meisten Menschen auf dem

Arbeitsmarkt besitzt der Bauer seine Produktionsmittel selbst. Häufig vererbt, gehört ihm selbst der Hof und das Gerät, um ihn zu bewirtschaften. Gleichzeitig ist es im wahrsten Sinne des Wortes er selbst, der ackert und auf seinem Hof durch seine Arbeitskraft Waren produziert, die verkauft beziehungsweise konsumiert werden.

In seinen „Theorien über den Mehrwert“ beschreibt Karl Marx, dass die Bauern, wie die Handwerker, weder Kapitalisten noch Arbeiter sind, sondern „sich selbst zerreißen“. Sie produzieren selbst und kaufen nicht die Arbeitskraft anderer, um ihren Mehrwert zu produzieren. Die „Vereinigung“ dieser beiden Rollen, so Marx, erscheint dabei als das nichtnormale Verhältnis, hingegen wird die „Trennung“ als gegeben vorausgesetzt. Er ging davon aus, dass diese Rollen sich trennen werden und der Bauer sich entweder zum Kleinkapitalisten wandle oder das Eigentum an den Produktionsmitteln verlieren werde. Im ersten Band des „Kapitals“ beobachtet er, dass das Fortschreiten des Kapitalismus dem Bauern „den Lohnarbeiter unterschiebt“, ihn also dazu drängt, selbst die Arbeitskraft anderer auszubeuten. Inwiefern das der Fall war oder ist, lässt sich bestreiten, der starke Einsatz von Erntehelfern in manchen Bereichen der Landwirtschaft deutet darauf hin, dass es wahr ist. Daraus ergibt sich für die Bauern eine Mittelrolle, durch die sie sich dem Kapitalismus nicht entziehen können und dieser auf sie als das gesamtgesellschaftliche System wirkt, das er ist.

Dass sie im Regelfall Eigentümer ihres Hofes sind und dementsprechend ihre Profite im großen Maße selbst erarbeiten, führt nämlich zu einem Nachteil des Berufsstands: Ihnen fehlt ein relevantes Mittel, um ihre Produktivität zu steigern, denn der Grad der Ausbeutung der Arbeitskräfte ist begrenzt. Das klassische Verhältnis zwischen den Kapitalisten, die den Grad der Ausbeutung erhöhen, um die Produktivität zu steigern, gibt es in der Mittelrolle nicht.

Von anderen mittelständischen Unternehmen unterscheidet sie zudem ihr Produkt. Die Landwirtschaft wirft nur periodisch Gewinne ab, ist jeglicher Düngemittel zum Trotz noch immer an die Gegebenheiten der Natur gebunden und zumindest aktuell noch enorm emissionsaufwendig, was inmitten der Klimakrise noch ganz andere Spannungsfelder eröffnet.

Während Marx Mitte des 19. Jahrhunderts über eine strategische Ausrichtung der proletarischen Bewegung nachdenkt, sind ihm die Bauern zunächst mehr ein Dorn im Auge als der perfekte Bündnispartner. Wenn auch Bauern, genau wie die Industriearbeiter der Städte, vor einer ähnlichen Verarmung stehen und gegen das Großkapital ankämpfen, verteidigen sie ihr Recht auf (kleines) Bodeneigentum. Im Gegensatz zu Marx sehen sie im Prinzip des Privatbesitzes an Produktionsmitteln kein Problem, nur in der Konzentration.

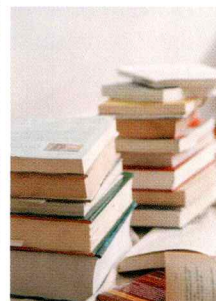
Die ökonomische Situation der Bauern hat sich natürlich verändert, die Mittelrolle haben sie noch immer nicht verloren. Vielmehr haben sie mit der stärkeren Dringlichkeit der Klimakrise eine weitere Mittelrolle eingenommen. Sie sind gleichermaßen Leidtragende und Verursacher. Die Landwirtschaft ist – zumindest aktuell noch – eine der klimaschädlichsten Industrien sowie zugleich eine derer, die am stärksten unter klimatischen Veränderungen leiden.

Es ist eben diese Position, die sie wieder zu einem streitbaren politischen Subjekt macht, deren Aktionen sich Rechte leicht anschließen können. Reaktionäre Kräfte, die seit langem den „Antiklimaschutz“ als zentralen Punkt in ihrer Ideologie verankert haben, fällt es leicht, sich jetzt auf die Seite der Landwirte zu schlagen. Doch geht es weniger um ein gemeinsames Interesse, das Rechte und Landwirte verfolgen. Vielmehr haben wir es mit einem Kulturkampf zu tun, in dem die Gruppe der Bauern nach wie vor ein umkämpftes Objekt ist. / **Maximilian Kisters**

ANZEIGE

Literatur, Meer und Sommer- glück in Finnland

24.-28.07.2024



Erleben Sie ein ganz besonderes
Kulturfestival im Süden Finnlands.

Unter dem Motto **NATURE MEETS**

HUMAN treffen vom 24.-28. Juli deutsche
auf finnische Bestsellerautor:innen.

EKENÄS DIALOG



Einzigartige Begegnungen,
eine atemberaubende Natur und
außergewöhnliche Kulturorte sorgen für
eine magische Atmosphäre.

Buchen Sie bis zum 31. März das Early
Bird-Festalticket und sichern Sie sich
einen Preisnachlass von 15 %.



**Jetzt buchen und
15 % sparen**

16. Februar 2024

Nach Bekanntgabe des Todes von Alexej Nawalny legen die Menschen in St. Petersburg Kerzen, Blumen und Gedenkbilder am Mahnmal der Opfer politischer Repression nieder. Der russische Oppositionsführer starb unter brutalen Haftbedingungen

„Man kann Macht durch Gewalt ersetzen, und dies kann zum Siege führen, aber der Preis solcher Siege ist sehr hoch; denn hier zahlen nicht nur die Besiegten, der Sieger zahlt mit dem Verlust der eigenen Macht“

Hannah Arendt,
„Macht und Gewalt“ (1970)







Politik

Repräsentationskrise

Wie regieren in Zeiten des Umbruchs?

Die Umfragewerte des Kanzlers sind schlecht. Gleichzeitig erlebt die AfD einen Höhenflug. Für Juli Zeh ist diese Entwicklung auch das Resultat eines Entfremdungsprozesses zwischen Bürgern und ihren Repräsentanten. Ein Gespräch über falsche Kümmerer-Mentalität und Optimismus in dunklen Zeiten

Das Gespräch führte Harald Asel

Dieser Dialog ist eine gekürzte und überarbeitete Version eines Gesprächs zwischen Juli Zeh und Olaf Scholz, das am 30. Januar im Potsdamer Nikolaisaal stattfand und vom Brandenburger Literaturbüro Potsdam veranstaltet wurde.

Der Nikolaisaal in Potsdam. Auf der Bühne sitzen Olaf Scholz, der in Potsdam zu Hause ist, und die Schriftstellerin Juli Zeh, die im ländlichen Brandenburg lebt und dort Kontakt zu jenen Menschen hat, die den Kanzler in Atem halten. Protestierende Bauern und Bürger, die sich der AfD zuwenden, attestieren der politischen Elite sträfliche Bevormundung und Großstadtarroganz. Andere Teile der Gesellschaft wiederum beklagen an Scholz mangelnde Führungskraft. Wie kann, wie sollte ein Regierungschef umgehen mit solch entgegengesetzten Vorwürfen? Was bedeutet es, in einer Zeit der Ungewissheit und großen Transformationen ein Land zu leiten? Das Gespräch, maßgeblich gelenkt durch die Schriftstellerin, entpuppt sich bald als eine Art intellektueller Lockerungsübung. Scholz kommt aus der Reserve – und plötzlich wird vorstellbar, wie sie klappen könnte, die Sache mit der Bürgernähe.

Juli Zeh: Herr Scholz, mich würde erst einmal etwas Persönliches interessieren. Sie sind momentan der meistgescholtene Mann der Republik und machen einen unglaublich anstrengenden Job. Ich weiß gar nicht, wie man das überhaupt aushält und dabei auch noch Zuversicht ausstrahlen soll. Es gibt zwei Effekte, die das aus meiner Sicht so schwer machen und die ich auch von mir selbst kenne. Das eine ist: Man bekommt 1000 positive Resonanzen und eine miese. Und diese einzige miese Resonanz kann man nicht vergessen, während man die 1000 positiven sofort vergisst. Und das zweite: Die fatalistische Stimmung in der Gesellschaft kocht zunehmend hoch und erfasst manchmal auch mich. Ich habe Tage, da gehe ich raus und denke: „Alles ist katastrophal. Es gibt keinen Ausweg.“ Das ist eigentlich gar nicht meine Art. Empfinden Sie das auch oder sind das eher meine Wechseljahre?

Olaf Scholz: Was Ihren ersten Punkt betrifft: Ich bin nicht nachtragend, das hilft mir sehr. Das würde mir meine Zeit stehlen, denn eine politische Laufbahn ist doch mit vielen Konflikten verbunden. Manche Dinge, die man so gesagt bekommt, würde man im Alltagsleben als Grund dazu benutzen, mit diesen Menschen nie wieder zu sprechen. Aber ich treffe sie ja meistens am nächsten Morgen wieder. Sorgen macht mir allerdings, dass es manchmal Verfälschungen in den Medien gibt, die riskant sind. Ein Beispiel: Anfang des Jahres, als die schrecklichen Hochwasser waren, habe ich mir die Situation angeschaut und wollte, dass die Menschen, die gegen das Wasser kämpften, wissen: Sie sind nicht alleine. Die Resonanz war sehr gut. Aber diese eine Frau in Niedersachsen, die nach meinem Besuch herumgemeckert hat, hat es damit auf die Titelseite einer großen Zeitung geschafft. Das treibt mich schon um. Denn ich kann ja nicht bestellen, dass sich die Medien um eine realitätsgetreue Darstellung bemühen. Ich kann es nur hoffen.

Zeh: Ja, das ist das Blöde an unabhängigen Medien.

Scholz: Das ist nicht das Blöde, aber es ist so.

Zeh: „Good news is no news“: Dieses Phänomen gibt es ja schon immer. Die mediale Berichterstattung konzentriert sich eher auf das Negative, weil es mehr Aufmerksamkeit generiert und sich auch besser klickt. Damit kämpft Politik, seit es Mediendemokratie gibt. Aber mir scheint, dass in letzter Zeit auch noch etwas anderes hinzugekommen ist. Wenn man versucht, sich so etwas wie Optimismus überhaupt zu erlauben, setzt man sich der Gefahr aus, als jemand wahrgenommen zu werden, der verharmlost oder die Schwere der Probleme nicht erkennt. Als gäbe es einen Imperativ des katastrophischen Sprechens und Denkens. Wenn man nicht mit aufspringt, bekommt man, wenn man Pech hat, zurückgespiegelt, man würde den Ernst der Lage nicht erkennen. Das macht es schwierig, überhaupt durchzudringen mit einer

Sichtweise, die etwas differenzierter ist und nicht nur das schwärzeste Schwarz betont.

Scholz: Ja, dem stimme ich zu. Diese Tendenz gibt es und sie nimmt zu, allerdings auch, weil die Probleme, mit denen wir gegenwärtig konfrontiert sind, groß sind. Wir hatten Corona, wir erleben jetzt den russischen Angriff auf die Ukraine und betreiben viel Aufwand, um dem Land bei seiner Selbstverteidigung zu helfen. Die Unruhe, die viele erfasst, rührt wesentlich daher, dass wir ziemlich genau wissen, dass wir jetzt handeln müssen, damit unsere Zukunft sicher ist, und doch beschreiten wir einen Weg, der noch nicht beschritten wurde. Ich bemühe mich, plausible Anhaltspunkte dafür zu benennen, dass es Grund zur Zuversicht gibt. Gleichzeitig achte ich darauf, dass das nicht wie ein Optimismus auf Drogen klingt, bei dem man sich fragt: „Wovon redet dieser Typ?“ Nehmen

„Die Unruhe vieler rührt daher, dass wir genau wissen, jetzt handeln zu müssen, damit unsere Zukunft sicher ist. Und doch beschreiten wir einen Weg, der noch nicht beschritten wurde“

– Olaf Scholz

Sie das Thema Energieversorgung der Zukunft: Nach 250 Jahren industrieller Tradition und Wohlstandsgewinn durch Kohle, Gas und Öl haben wir uns gemeinsam vorgenommen, als Welt bis zur Mitte des Jahrhunderts CO₂-neutral zu wirtschaften. Das ist ein großer Umbruch. Und das Schlimmste, was man jetzt tun kann, ist, den Leuten zu sagen: „Ach, das merkt ihr gar nicht.“ Man tut sich selbst und anderen keinen Gefallen, wenn man in dieser Situation den Eindruck erweckt, das würde ein Spaziergang. Das wird es nämlich bestimmt nicht.

Zeh: Sicher sind diese multiplen Krisen vorhanden und nicht nur herbeigeredet. Ich glaube dennoch, was so arg knirscht im Moment, ist etwas anderes und hat schon vor Jahrzehnten begonnen. Ich spreche von einem langfristigen Entfremdungsprozess zwischen den Leuten, die die Politik machen, und den Leuten, die von den Politikern vertreten werden. Vor 20 Jahren hat man von „Politikverdrossenheit“ gesprochen. Es war damals eher so ein Grundgefühl, dass, um es salopp zu sagen, Politik immer uncooler wurde. Gerade jüngere Leute wollten sich vor keinen Karren spannen lassen, eine Partei war das Letzte, dem sie beitreten wollten, weil man sich immer stärker individualistisch identifizierte. Mit der Idee, dass man sich zu Interessengruppen zusammenschließt, um etwas zu erreichen, konnte man immer weniger anfangen. Diese Unsexyness von Politik ist inzwischen angewachsen zu dem Gefühl, dass angesichts der Größe dieser multiplen Krisen die Gestaltungsspielräume von nationaler Politik stark verengt sind. Und dass die konkreten Politiker, die mit diesen Krisen befasst sind, es irgendwie nicht hinkriegen. Man wünscht sich mehr Führung, mehr Durchregieren, was wie eine Sehnsucht

nach autokratischeren Regierungsformen klingt. Mein persönlicher Eindruck ist nicht, dass alles, was Deutschland tut und entscheidet, wahnsinnig schlecht ist. Aber ich merke doch immer stärker, wie Leute sich abwenden mit dem Gefühl: „Die da oben haben ja eh keine Ahnung.“ Kurzum, es gibt hier auch ein Anspracheproblem, oder?

Scholz: Das ist ein Thema, das mich auch umtreibt und ich will gerne zugeben: Es hat mir immer schon einen kleinen Stich versetzt, wenn mir an einem Infostand meiner Partei jemand gesagt hat: „Um mich geht es in der Politik ja nicht.“ Ich bin seit meinem 17. Lebensjahr in der Politik, weil es mir um die Leute geht. Und zwar genau um die, die das sagen. Wir haben in den letzten zwei Jahren die Erwerbsminderungsrente verbessert. Wir haben den Mindestlohn angehoben, der hat sechs Millionen Menschen ein besseres Einkommen beschert. Wir haben das Wohngeld verbessert für Leute, die wenig verdienen oder Rentner sind. Wir haben das Kindergeld und den Kinderzuschlag angehoben. Es sind viele Dinge geschehen, die Lebensverhältnisse stabilisiert haben. Der zweite Punkt ist die Frage der Ansprache. Man kann

natürlich leicht klare Worte finden, wenn das, was man sagt, keine Bedeutung hat. Da gibt es ganze politische Karrieren, die darauf beruhen, jeden Morgen einen Vorschlag zu machen, der niemals umgesetzt werden soll – was auch keiner mehr erwartet. Ich schaue da konkret in den Süden Deutschlands, da gibt es einen Ministerpräsidenten, der das zur Perfektion gebracht hat.

Asel: Aber das, was Juli Zeh eben angesprochen hat – dieses Gefühl „Ich komme da ja eigentlich gar nicht vor und Politik ist so unsexy“ –, weist uns auf eine sehr dringende Frage hin: Was sind eigentlich die „Role Models“ in der Politik? Gerade die SPD hatte ja eine große Tradition, dass auch Nichtakademikerinnen und Nichtakademiker im Deutschen Bundestag vertreten waren und die auch eine ganz eigene Art der Ansprache von Menschen hatten. Wir reden sehr viel darüber, wie bestimmte Gruppen in der Gesellschaft repräsentiert werden können, aber wie kommen eigentlich die Erfahrungen von, sagen wir, Handwerkern im politischen Prozess vor?



„Die Vorstellung, dass man sich von oben nach unten kümmert, ist ein massives Problem. Es verkehrt die demokratische Grundidee, die sagt, dass der Souverän das Volk ist“

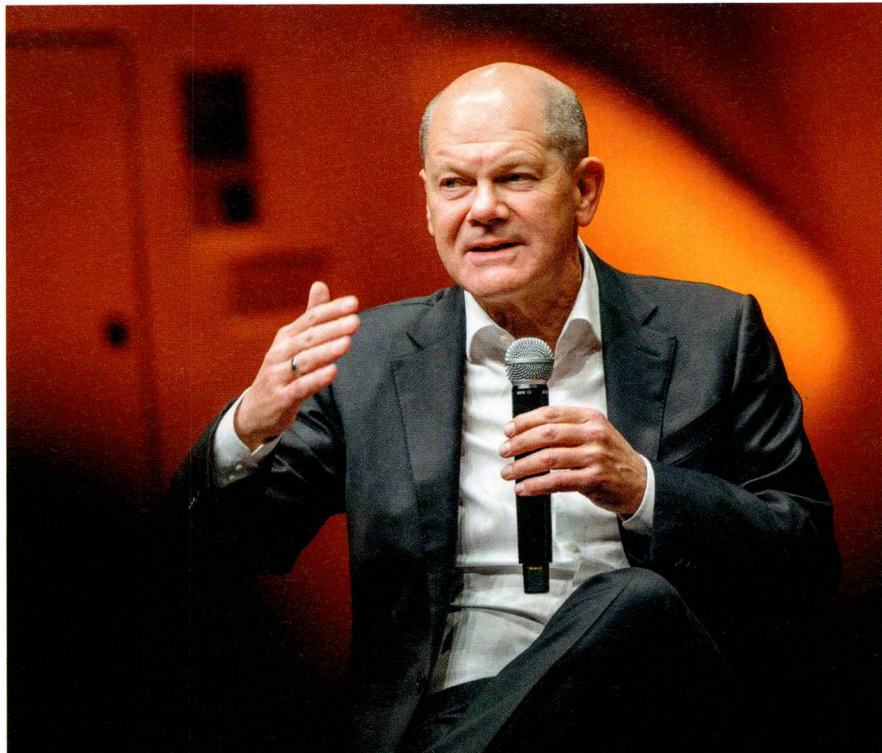
– Juli Zeh

Juli Zeh ist Schriftstellerin, Juristin und ehrenamtliche Richterin am Verfassungsgericht des Landes Brandenburg. Sie trat 2017 in die SPD ein. In ihren Romanen setzt sie sich intensiv mit gesellschaftlichen Trennlinien auseinander, zuletzt in „Zwischen Welten“ (Luchterhand, 2023, gemeinsam mit Simon Urban). Juli Zeh zählt zu den wichtigsten intellektuellen Stimmen des Landes

„Es geht darum, Begriffe zu finden, wo jeder erst mal hinhört. Ich hätte niemandem einen Gefallen getan, wenn ich gesagt hätte: ‚Hier haben wir ein sorgfältig ausgearbeitetes Programm‘“

– Olaf Scholz

Olaf Scholz ist studierter Jurist, trat 1975 der SPD bei und arbeitete bis zu seiner Wahl in den Bundestag (1998) als Fachanwalt für Arbeitsrecht. Er war Bundesminister für Arbeit und Soziales, Erster Bürgermeister Hamburgs, Bundesminister für Finanzen und Vizekanzler. Seit Dezember 2021 ist er Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland



Scholz: Wenn diese Erfahrungen nicht vorkommen, dann wird unser Land keine gute Entwicklung nehmen. Deshalb muss es natürlich die Aufgabe demokratischer Politik sein, sie miteinzubeziehen. Ich selbst habe immer für mich gesagt: Der oder die Vorsitzende des Rechtsausschusses kann auch jemand sein, der vorher zum Beispiel als Handwerksmeister gearbeitet hat. Bevor ich Abgeordneter wurde, war ich 13 Jahre Arbeitsrechtsanwalt und habe Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer vertreten. Insofern ist das ein Thema, das mich selbst umtreibt. Es muss politische Karrieren geben, in denen sich Leute durchsetzen, die eben nicht ein akademisches Studium absolviert haben.

Zeh: Ja, also das ist aber noch zu schwach gesagt. Einer Partei wie der SPD steht es überhaupt nicht gut zu Gesicht, wenn da nur noch Akademiker sitzen. Natürlich ist es ein ehrenwertes Ziel, als Arbeitsrechtler für die Belange von Menschen in schwächeren Positionen einzutreten. Aber ich glaube, dass gerade diese Vorstellung, dass man sich immer von oben nach unten kümmert, ein massives Problem ist. Da oben sitzen die Leute, die Expertise haben und mit

akademischem Hintergrund in einer Großstadt wohnen, während „da draußen im Land“ – das sagte Frau Merkel immer so schön – die Menschen sind, die Empfänger, Konsumenten und manchmal auch Opfer von diesem politischen Arm sind, der für sie da ist. Das verkehrt die demokratische Grundidee, die eigentlich sagt, dass der Souverän das Volk ist. Ich bin absolut der Meinung, dass ein Akademiker einen Handwerker vertreten kann und umgekehrt. Ich glaube auch, dass Frauen Männer im Parlament repräsentieren können und umgekehrt. Also, ich will hier absolut nicht einer Identitätspolitik das Wort reden. Aber ich glaube eben doch, dass es wichtig ist, nicht nur von Menschen vertreten zu sein, die einer komplett anderen sozialen Klasse angehören als man selbst. Ich spreche hier auch von diesem Gestus, die Menschen immer irgendwo abholen zu wollen, als wären das alles verlorene Kinder, die von der Kita nicht alleine nach Hause finden. Als gäbe es da diese infantile Wählergruppe, der man ständig irgendwas erklären muss, die immer irgendetwas nicht versteht, und im Zweifel sind das dann alles noch Querdenker. Also, es gibt nicht nur Politikverdrossenheit, es gibt auch eine Art von Bürgerverdrossenheit.

Scholz: Ich unterstreiche das alles und halte, was Sie sagen, für sehr wichtig. Ich gebe mir sehr viel Mühe, nie solche Sätze zu sagen, und glaube auch, das fast nie zu machen.

Zeh: Der Doppelwumms ist aber doch auch von Ihnen, oder?

Scholz: Das ist von mir und da bin ich auch stolz drauf (lacht).

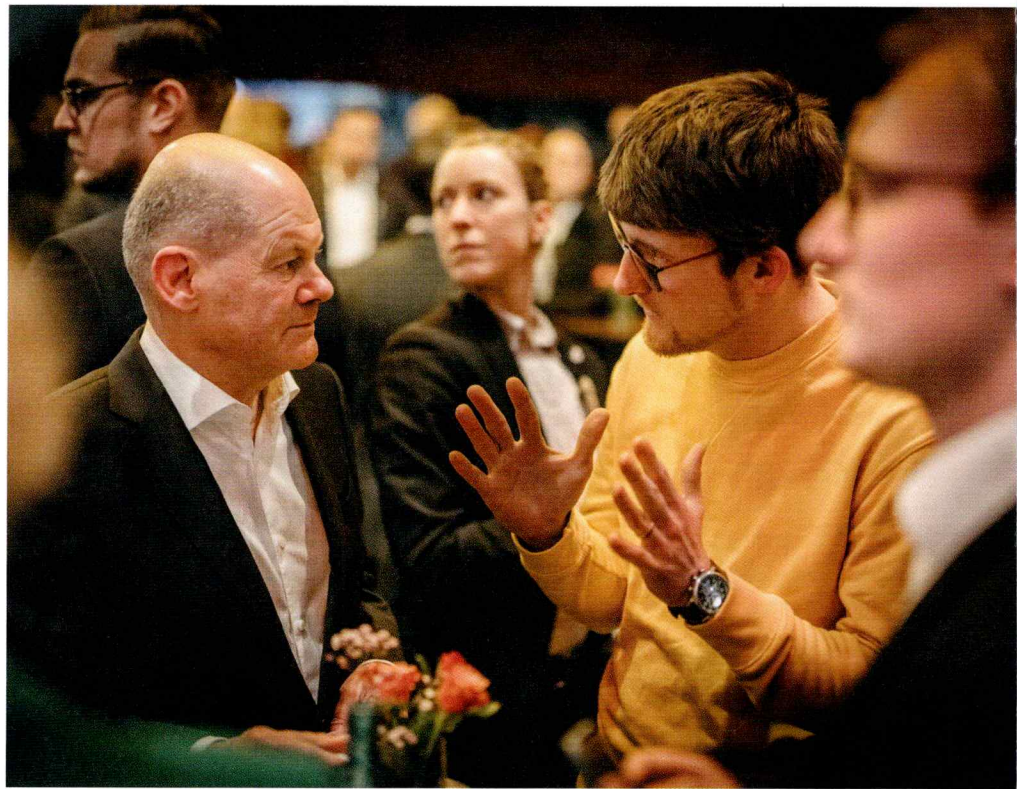
Zeh: Wenigstens das. Das ist doch aber auch Kitasprech.

Scholz: Also, mal im Ernst: Ich glaube nicht, dass ich Deutschland einen Gefallen getan hätte, wenn ich gesagt hätte: „Hier haben wir ein sorgfältig ausgearbeitetes Programm zum Umgang mit den aktuellen problematischen Themen der Finanzierung unseres Gemeinwesens und wir nehmen dazu sehr viele Schulden auf.“ Deshalb ging es darum, Begriffe zu finden, wo jeder erst mal hinhört.

Zeh: Ich glaube, es gibt im Moment auch gute Zeichen. Ich meine die Proteste und Streiks, die aus ganz verschiedenen Bereichen aufkommende >

„So versehen Sie die Menschen mit einem Label: ‚Dann sind das halt Querdenker.‘ Ich weiß, das haben Sie nicht beabsichtigt, aber so kommt es rüber. Als kommunikative Botschaft ist es falsch“

– Juli Zeh



Meinungsäußerung von der Straße, ganz unabhängig davon, wie man persönlich zu den einen oder anderen Forderungen stehen mag. Ich glaube, dass das so eine Art Wiederbelebung dieser Ursuppe von Demokratie ist, also das Gegenteil von dieser Kümmerer-Mentalität. Ich denke hier auch an die Bauernproteste: Die Menschen vom Land entdecken ihre Mitsprachemöglichkeit wieder. Sie sind nicht dazu verdammt, immer darauf zu warten, dass sie gesehen werden, abgeholt werden, Aufmerksamkeit oder Anerkennung für ihre Lebensleistung bekommen. Sondern die Botschaften kommen von unten. Wenn es gelingt – und das, finde ich, klappt momentan auch gar nicht so schlecht – zu signalisieren, dass das ernst genommen wird und man den Leuten nicht mit dem Versuch begegnet, das abzuqualifizieren, kann das wie so ein doppelwummiger Vitaminbooster für das politische Miteinander sein.

Asel: An dieser Stelle wollen wir das Gespräch für das Publikum öffnen. Gibt es Fragen?

Bürgerin I: Herr Scholz, warum wird jemand wie Frau Zeh nicht als

Politikberaterin eingestellt? Ich meine das ganz ernst, denn meine Sorge ist, dass der Zulauf der AfD auch mit den regierenden Parteien zu tun hat. Ein guter Berater müsste doch in der Lage sein, das zu verändern.

Scholz: Also, Juli Zeh und ich reden hinterher mal miteinander (lacht). Auf alle Fälle will ich die Frage nutzen, um zur AfD etwas zu sagen. Den Zuwachs an Stimmen, den die extremen Rechten in unserem Land bekommen, finde ich furchtbar. Das ist eine große Herausforderung und leider sehen wir, dass sie in anderen Ländern auch hinzugewinnen. In Finnland regieren sie mit, in Schweden tragen sie die Regierung, in den Niederlanden war das Wahlergebnis so, dass eine solche Partei dort die stärkste geworden ist und jetzt möglicherweise den Regierungschef stellt. Wir haben entsprechende Umfrageergebnisse aus Belgien, wir wissen, wie die Situation in Frankreich ist, was in Spanien beinahe passiert wäre, auch in Italien kennen wir die Regierungssituation. Nun beobachten wir diese Entwicklung auch bei uns. Es gibt Leute, die unterstützen die AfD, weil sie genau das, was an ihr

rechtsextrem ist, richtig finden. Da muss man gegenhalten und sagen: „Das können wir nicht akzeptieren.“ Auf der anderen Seite gibt es auch viele Menschen, die nicht einverstanden sind mit den politischen Entscheidungen der Regierung. Zum Beispiel, dass wir die Ukraine unterstützen. Oder den Klimawandel aufhalten wollen. Da gibt es Leute, die sagen: „Gibt’s Klimawandel überhaupt und muss man dieses oder jenes wirklich tun und gleich jetzt?“

Zeh: Zunächst einmal haben Sie völlig recht: Der Rechtsruck ist kein spezifisch deutsches Problem. Wir haben lange Zeit hierzulande den Fehler gemacht, immer zu schauen, ob das nicht ein deutsches Spezifikum sein könnte – Stichwort deutsche Vergangenheit, Stichwort Wiedervereinigung. Sehr lange ist man auf der absurden Überzeugung gesurft, man hätte es mit einem ostdeutschen Problem zu tun und man könnte das sozusagen outsourcen in die neuen Bundesländer, weil die dort nicht verstehen, was Demokratie ist. Diese Art von Analysefehler wurde leidenschaftlich betrieben. Das kann nicht aufgehen, wenn nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika

solche Bewegungen massiven Zuwachs haben. Ich glaube, wir müssen zum Teil akzeptieren, dass es diese eine Stellschraube, die wir einfach nur drehen müssten, um das Problem zu beheben, nicht gibt. Vielmehr haben wir es zu tun mit einer Antwort auf eine lange Phase, in der wir sehr schnell mit neuen Ideen vorangegangen sind. Ich meine jetzt nicht die Krisen oder die Herausforderungen der letzten Jahre, sondern ich meine grundsätzliche gesellschaftliche Umbauprozesse, wie zum Beispiel das Rollenverständnis von Mann und von Frau, Arbeitsverhältnisse, Internationalisierung und Globalisierung. Es hat sich sehr viel geändert, was Menschen auch persönlich in ihren Identitäten betrifft, und es ist wahrscheinlich ein Stück weit hinzunehmen, dass es dann Phasen gibt, wo die Entwicklung zurückschwingt und Unsicherheiten entstehen, Orientierungslosigkeiten, das Gefühl, man möchte jetzt wieder zu einer geordneten Welt zurück oder zu irgendwas Überschaubarem, was man dann vielleicht in der Nation sucht. Nichtsdestoweniger können wir uns natürlich nicht hinstellen und sagen: „Ja, dann ist es halt so. Da kann man eh nix machen, das ist nun mal der Weltgeist.“ Das geht auch nicht.

Asel: Also brauchen wir doch die nationale Perspektive?

Zeh: Wenn ich diesen Job als psychologische Politikberaterin kurz einfach mal annehmen darf: Sie, Herr Scholz, haben gerade zwei Beispiele gesucht für Menschen, die die AfD wählen, aber in Wahrheit keine krassen rechtsradikalen Überzeugungen teilen. Ein Beispiel war, dass diese Leute nicht glauben, dass es einen Klimawandel gibt. Und das ist, glaube ich, nicht gut. Sie verstehen die Menschen so mit einem Label: „Na ja, dann sind das halt Querdenker.“ Ich weiß, das haben Sie nicht beabsichtigt, aber das kommt so rüber. Als kommunikative Botschaft ist es ganz falsch. Als öffentlicher Sprecher ist es wichtig, sich gegen Rechtsextremismus zu stellen. Gleichzeitig muss man aber auch erkennen, dass es eine Berechtigung gibt, Dinge anders zu sehen und

rechtskonservativ zu sein. Man hört immer wieder, dass Menschen das Gefühl haben, in eine Ecke geschoben zu werden, weil sie coronakritisch waren, sich gegen Waffenlieferungen an die Ukraine positionieren oder auch bei der Energiewende Punkte haben, mit denen sie nicht einverstanden sind. Wenn ihnen dann die Zuschreibung „Leugner“ entgegenkommt, dann ist bei diesen Menschen schnell die Bereitschaft zu sagen: „Na ja, dann kann ich auch gleich die anderen wählen.“

Bürger II: Ich bin 18 und Abiturient. Die Zukunft macht mir Angst. Wahlumfragen ergeben für die Landtagswahlen in Brandenburg 32 Prozent für die AfD. Unsere Schule hat Gespräche mit Politikern organisiert, unter anderem mit jemandem von der AfD. Und was wir da gehört haben, hat mich und meine Mitschüler fassungslos gemacht. Das waren Lügen, Verschwörungstheorien, die wir natürlich schon differenziert ausfiltern konnten, aber das war wie ein Schlag vor den Kopf, weil solche Leute später vielleicht unser Bundesland regieren. In dem Rahmen hatten wir dann die Debatte im Unterricht, ob Politiker Schülern nähertreten sollten, indem es zum Beispiel verpflichtende Aufklärungsgespräche zwischen Schülern und Bundestags- oder Landtagsabgeordneten gibt. Ich selbst würde gerne mehr mit Bundespolitikern reden. Heute bin ich nur hier, weil mich ein Freund eingeladen hat. Was sagen Sie dazu?

Scholz: Ich gehe sehr oft in Schulen und führe dort Diskussionen. Das hat einen großen Effekt und einen großen Sinn. Außerdem lade ich oft zu Veranstaltungen ein – zu Gesprächen in meinem Wahlkreis genauso wie überall in Deutschland. Alle, die kommen wollen, können kommen. Es ist ein Gesprächsangebot.

Zeh: Ich habe das richtig verstanden, dass ein AfD-Abgeordneter bei euch an die Schule eingeladen wurde, um zu reden?

Bürger II: Unsere Geschichtslehrerin ist sehr engagiert, sie will uns immer das

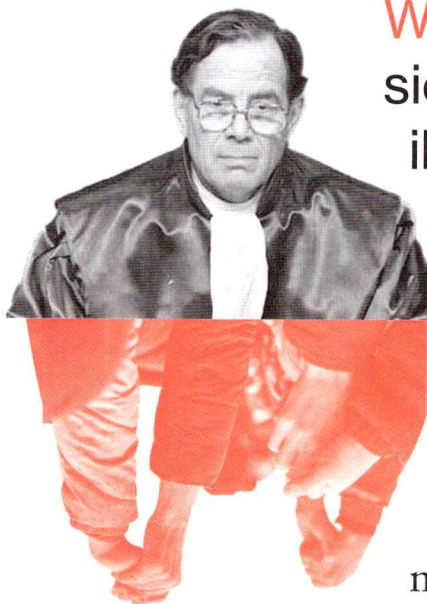
breite Spektrum aller Landtagsabgeordneten zeigen.

Zeh: Das finde ich wirklich erstaunlich. Und zwar vor allem, was du als Konsequenz daraus erzählt hast. Nämlich nicht etwa, dass dieser Mann es geschafft hätte, euch alle zu verführen und zu AfD-Wählern umzukrempeln, sondern ihr wart als mündige Rezipienten von diesem Auftritt vor den Kopf gestoßen, weil er so ein absurdes Zeug erzählt hat. Das zeigt ja, dass ein gewisses Zutrauen angebracht ist. Bürger können bemerken, ob das, was jemand erzählt, Sinn ergibt oder nicht. Vor diesem Hintergrund bräuhete es tatsächlich öfter Gelegenheiten, wo Leute aus den Reihen der AfD die Möglichkeit haben, sich selbst zu entlarven. Die allgemeine Strategie geht ja eher dahin, Kontakte zwischen AfD-Menschen und zum Beispiel Schülergruppen gar nicht herzustellen, um die Schüler zu schützen. Und zum anderen möchte ich noch einmal unterstreichen, was Sie, Herr Scholz, gesagt haben: Wir haben ja in Wahrheit in Deutschland eine unglaublich durchlässige Demokratie. Man kann zu Parlamentsdebatten in den Reichstag gehen, man kann sich da auf die Zuschauertribüne setzen. Die meisten Abgeordneten haben Büros, die durchgehend besetzt sind. Das ist wie beim Friseur! Auch wenn man da nicht den besten Haarschnitt kriegen würde.

Scholz: Nee, das grad nicht. Das würde ich auch nicht empfehlen. Es ist übrigens gar nicht so leicht, allen Leuten mitzuteilen, dass man eine Veranstaltung im Wahlkreis macht. Und trotzdem ist es wichtig. Man sollte nicht unterschätzen, wie viele Leute man am besten dadurch erreicht, dass man ihnen auf der Straße begegnet. /

Das Paradox der Demokratie

Demokratien können ihre moralische Substanz nicht selbst erzeugen, so der Rechtsphilosoph **Ernst-Wolfgang Böckenförde**. Versuchen sie es dennoch, verlieren sie ihren freiheitlichen Charakter



Ernst-Wolfgang Böckenförde

1930–2019

war Rechtsphilosoph und Richter am Bundesverfassungsgericht. Der Katholik, Sozialdemokrat und Schüler von Carl Schmitt beschäftigte sich intensiv mit dem Wesen des modernen Säkularstaats. Der vorliegende Text, als Böckenförde-Diktum bekannt, prägt die demokratietheoretische Diskussion bis heute

„Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Das ist das große Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist. Als freiheitlicher Staat kann er einerseits nur bestehen, weil sich die Freiheit, die er seinen Bürgern gewährt, von innen her, aus der moralischen Substanz des einzelnen und der Homogenität der Gesellschaft, reguliert. Andererseits kann er diese inneren Regulierungskräfte nicht von sich aus, das heißt mit den Mitteln des Rechtszwanges und autoritativen Gebots, zu garantieren suchen, ohne seine Freiheitlichkeit aufzugeben und – auf säkularisierter Ebene – in jenen Totalitätsanspruch zurückzufallen, aus dem er in den konfessionellen Bürgerkriegen herausgeführt hat. Die verordnete Staatsideologie ebenso wie die Wiederbelebung aristotelischer Polis-Tradition oder die Proklamierung eines ‚objektiven Wertsystems‘ heben gerade jene Entzweiung auf, aus der sich die staatliche Freiheit konstituiert. Es führt kein Weg über die Schwelle von 1789 zurück, ohne den Staat als die Ordnung der Freiheit zu zerstören.“

Ernst-Wolfgang Böckenförde, „Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisation“, in: ders., „Recht, Staat, Freiheit“ (Suhrkamp, 1991)



Gewinnen Sie eines von drei
Lüneburg-Wochenenden*

Sonderausstellung · 18.4.2024 – 13.10.2024

IMMANUEL KANT

Kant 300. Ein Leben in Königsberg

Pünktlich zu seinem 300. Geburtstag widmet das Ostpreußische Landesmuseum eine Sonderausstellung dem Philosophen Immanuel Kant, dem bedeutendsten deutschen Aufklärer und eine Zentralfigur der europäischen Moderne.

Wie wurde der Handwerkersohn zum Professor? Warum spielte Kant Billard? Wer waren seine Freunde? In welchem historischen Kontext entstanden seine Schriften? Das Museum verfügt über die größte erhaltene Kant-Sammlung, die noch um weitere wertvolle Leihgaben ergänzt wird. Ab 2025 wird das Ostpreußische Landesmuseum in einem Neubau die einzige Dauerausstellung zu Kant präsentieren – Philosophie im Museum!

Gewinnspiel in Kooperation mit dem Philosophie Magazin:

Gewinnen Sie eines von drei Lüneburg-Wochenenden (Sa-So) mit Kuratoren-Führung in der Kant-Ausstellung für je 2 Personen im Doppelzimmer im exklusiven Hotel Wyndberg.*
www.philomag.de/kant-in-lueneburg

Ostpreußisches Landesmuseum
mit Deutschbaltischer Abteilung
Heiligegeiststraße 38
21335 Lüneburg

04131 759950

info@ol-lg.de

www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Ostpreußisches Landesmuseum
mit Deutschbaltischer Abteilung



*Gewinnspielzeitraum: 2.2.2024 – 31.3.2024 • Verlost werden 3x: Übernachtung/Frühstück für 2 Personen im Doppelzimmer (Samstag-Sonntag). Vorab-Reservierung notwendig. Anreise auf eigene Kosten • Teilnahme und Gewinnbekanntgabe ausschließlich per Email • Der Rechtsweg ist ausgeschlossen, Teilnahme ab 18 Jahre. Alle Details unter www.philomag.de/kant-in-lueneburg

Schluss mit Talent

Talentierte Menschen verdienen besser, ernten mehr Anerkennung und verkörpern das innerste Prinzip der Leistungsgesellschaft. Doch handelt es sich bei näherem Hinsehen um ein unhaltbares Konzept, das nicht nur ungerecht ist, sondern auch Individuen in die Verzweiflung treibt. Höchste Zeit, es abzuschaffen

Von Vivian Knopf

Einem Mythos in Platons „Politeia“ zufolge sind alle Bürger des philosophischen Idealsstaats Kinder der Erde. Ihren Seelen aber sind in ihrer Formung durch Gott Metalle von unterschiedlicher Qualität beigemengt worden. Manche weisen Gold oder Silber auf, andere hingegen nur weniger wertvolles Eisen oder Erz. Diese Unterschiede, die sich gewöhnlich familiär weitervererben, geben den Unterbau der drei sozialen Klassen vor, aus denen sich die Republik zusammensetzen sollte. Vergoldet sollen die Seelen der Personen in höchsten Führungspositionen sein, während Spuren von Silber zu Wächteraufgaben befähigen und Erz oder Eisen das Leben als Bauer oder Handwerker vorgibt. Diese „edle Lüge“, argumentiert Sokrates, sei notwendig, um den Bürgern die gesellschaftliche Ordnung schmackhaft zu machen und den sozialen Frieden aufrechtzuerhalten. Auch wenn Mobilität zwischen den Ständen noch möglich ist – weil auch manchmal ein Bauer ein Kind mit goldener Seele zur Welt bringt oder ein Herrscher einen Nachfahren von seelisch schlechterer Qualität –, bildet sie die klare Ausnahme und nicht die Regel.

Natürlich glauben wir heute nicht mehr daran, dass unsere Seelen Veredelung verschiedener Art aufweisen. Zumindest nicht wortwörtlich. Aber der alte Mythos ist bloß durch einen zeitgemäßen abgelöst worden – subtiler, scheinbar biologisch fundierter und dafür mit beeindruckendem Erfolg: den des Talents. Und auch hier ist

die zentrale Frage: Wer besitzt es und wer nicht? Im modernen demokratischen Staat, der sich den Prinzipien der Meritokratie verschreibt und Ressourcen dementsprechend verteilt, ist die Antwort darauf so verheerend wie entscheidend.

Dabei klingt der global akzeptierte Grundgedanke der Meritokratie, der „Herrschaft der Leistungsträger“, erst mal vielversprechend: Unabhängig von Status und Vermögen sollen Güter und Anerkennung einzig auf der Basis von *Anstrengung* und *Talent* verteilt werden. Natürlich ist zu bezweifeln, dass dies tatsächlich irgendwo erfolgreich umgesetzt ist und die soziale Herkunft nicht noch immer einen massiven Einfluss ausübt. Neuere Studien zeigen vielmehr: Je ungleicher eine Gesellschaft, desto eher neigen ihre Mitglieder dazu, Erfolg auf Leistung zurückzuführen und nicht auf nichtmeritokratische Variablen wie geerbtes monetäres oder soziales Kapital. Die Gefahr einer solchen moralischen Hybris findet sich bereits in den Wurzeln des Puritanismus, der Max Weber zufolge entscheidende Einflüsse auf die Entstehung des Kapitalismus hatte. Dort lautet die Lehre, dass individuelle gute Leistungen die göttliche Gnade zwar nicht herbeiführen können, aber ein Indiz dafür sind, dass sie einem zusteht; man also durch Gott auserwählt ist.

Doch auch die Idee, dass durch Ausblenden aller irrelevanten Hintergrundfaktoren endlich jeder erhält, was er >



Vivian Knopf
studiert Philosophie im Master an der Humboldt-Universität zu Berlin. Neben politischer Theorie und Metaethik interessiert sie sich vor allem für Metaphysik und Sprachphilosophie. Sie arbeitet als studentische Hilfskraft am Center for Advanced Studies in the Humanities. Für das Philosophie Magazin ist sie regelmäßig als freie Autorin tätig



Es ist zu bezweifeln, dass Güter und Anerkennung einzig auf der Basis von Anstrengung und Talent verteilt werden. Vielmehr: Je ungleicher eine Gesellschaft in Wahrheit ist, desto eher neigen ihre Mitglieder dazu, Erfolg auf Leistung zurückzuführen

verdient, ist bei Weitem nicht so fair, wie sie scheint. Stetig reproduziert wird sie in dem zynisch anmutenden Slogan, dass man doch alles erreichen kann, wenn man sich nur genug anstrengt. Aber wie misst man Leistung und Mühe am besten? Arbeitende auf dem Bau oder Krankenpfleger auf der Intensivstation strengen sich wohl kaum weniger an als Chefärzte oder Milliardäre wie Elon Musk. Die Ungleichheit wird zum einen durch höhere Bildungsabschlüsse gerechtfertigt, die Leistung und Intelligenz quantifizierbar machen sollen und dabei doch Herkunfts- und Klassenunterschiede fortlaufend manifestieren anstatt sie, wie versprochen, auszugleichen. Zum anderen geschieht die Rechtfertigung durch Rückgriff auf besondere Begabung: Einfache Arbeiter sind demzufolge austauschbar, während Personen in höchsten Positionen scheinbar einzigartige und damit wertvolle Fähigkeiten aufweisen. Entscheidend scheint so am Ende des Tages doch vor allem der zweite Teil der meritokratischen Formel aus Anstrengung und Talent zu sein: Wer zu den Begabten gehört, der soll zu Recht Erfolg haben. Diese Forderung beruht im Kern auf der Annahme, dass einigen deutlich mehr Begabungen und Fähigkeiten zukommen als anderen. Das steckt bereits in seiner Wortherkunft: „Talent“ lässt sich zurückführen auf das griechische *tálanton*, was so viel wie „Geldsumme“ oder „Goldgewicht“ bedeutet und damit wieder eine direkte gedankliche Brücke zum mythischen Gleichnis der Metalle zu Beginn schlägt. Derjenige, der mit Talent ausgestattet ist, hat einen besonderen Wert, den er eintauschen kann gegen reale Leistung und Anerkennung.

Nun wurde in der Philosophiegeschichte Talent durchaus nicht immer als solch selektive und in erster Linie verwertbare Gabe verstanden. Es lassen sich vielmehr auch Positionen finden, die Talente deutlich allgemeiner verstehen: als natürliche Anlagen zu Fähigkeiten, die allen Menschen zukommen. Doch auch hier gibt es einen impliziten Zwang zur Verwirklichung des Talents. Eng verbunden ist damit nämlich die Idee, dass wir als Individuen die Pflicht nicht nur gegenüber der Gesellschaft haben, in deren Dienst wir stehen, unsere Talente

zu entfalten, sondern auch gegenüber uns selbst. Ein historisch bedeutender Vertreter dieser Auffassung ist Aristoteles. In seiner Theorie lässt sich der Appell, seine Talente zu entwickeln, auf die Annahme zurückführen, dass alles einen Endzweck (*télos*) hat; einen Grund, aus dem es existiert. So wie es der Zweck eines Messers ist zu schneiden oder eines Musikinstruments, wohlklingende Töne hervorzubringen, besteht das Endziel des Menschen in einem Leben, in dem die menschlichen, intellektuellen und moralischen Tugenden besonders gut verwirklicht sind. Die Entwicklung unserer Talente soll damit zur Glückseligkeit führen und ist Ausdruck des menschlichen Selbst. Ein übermäßig funktionales Bild fängt vielleicht den Eindruck gut ein, der einen manchmal bei anscheinend „verschwendetem“ Talent überkommt: Mit ähnlicher Enttäuschung wie angesichts einer perfekt gebauten Geige, die niemals gespielt wird, schauen wir heute auf eine Person mit vielversprechendem Potenzial, der es nicht gelungen ist, dieses in ihrem Leben erfolgreich umzusetzen. Aber ist Talent wirklich derart beschaffen; sind wir von Geburt an in unterschiedlichem Maße ausgestattet mit Samen, die wir gedeihen oder verkümmern lassen können?

Was als Talent gilt, folgt Markt- und Produktionsinteressen: Selten sprechen wir von talentierten Müttern, die unbezahlte Care-Arbeit leisten

Die aristotelische Idee, dass Talent etwas ist, mit dem wir von der Natur (anstatt früher durch Gott) ausgestattet sind, ist weithin akzeptiert und äußerst einflussreich. Als solche Veranlagung bestimmt sie unser Potenzial, sportliche, intellektuelle oder künstlerische Höchstleistungen zu liefern. Das setzt voraus, dass sich Talent messen oder objektiv feststellen ließe, was

bereits fraglich ist. Charakteristisch ist dabei die Annahme, *erstens*, dass Talent seinen Ursprung in genetisch vererbten Strukturen hat und daher größtenteils angeboren ist. *Zweitens*, dass talentierte Personen schon früh Anzeichen ihrer Begabung zeigen, die, *drittens*, eine sichere Grundlage für eine Vorhersage dafür bieten, wer einmal herausragende Leistungen erbringen wird. Diese Konzeption, die Talent als eine starre Projektion der erreichbaren Grenzen eines Individuums auffasst, dient dann als Ausgangspunkt der Rechtfertigung ungleicher Behandlung ein Leben lang: mehr Förderung, Bildung, Ansehen und Vergütung. Anders als bei vererbtem monetären oder sozialen Kapital wird dies aber gemeinhin nicht als Ungerechtigkeit angesehen, sondern damit begründet, dass die Entwicklung von Talenten am Ende des Tages zum Wohlergehen aller beiträgt. Was dabei als Talent gilt, folgt klar Markt- und Produktionsinteressen: Selten sprechen wir beispielsweise von talentierten Müttern, die unbezahlte Care-Arbeit leisten.

Die Philosophin Elizabeth Anderson zeigt in einem fiktiven Brief, den der Staat an die sogenannten Talentlosen verschickt, wie problematisch und zutiefst degradierend diese gesellschaftliche Aufgliederung ist: „Für die Dummen und Unbegabten: Leider schätzen andere Menschen das wenige, das Sie im Produktionssystem zu bieten haben, nicht. Eure Talente sind zu dürftig, um viel Marktwert zu verlangen.“ Anstatt diese Ungleichheit zu hinterfragen, haben sich sowohl liberale als auch egalitaristische Theorien der letzten Jahrzehnte, so Anderson, mit dem Ziel zufriedengegeben, dass die Talentierten das Unglück der Unterlegenen materiell ausgleichen – indem sie sie an der Fülle dessen teilhaben lassen, was sie mit ihren „weit überlegenen und hoch geschätzten Fähigkeiten produziert haben“. Durch dieses Narrativ wird ungleiche Verteilung in Ressourcen und Status nun gerechtfertigt, Individuen auf wirklicher Augenhöhe schafft es aber nicht. Dass es jemand deutlich leichter hat, weil er oder sie in der richtigen Nachbarschaft aufwächst, halten die meisten klarerweise für unfair. Warum sind wir aber so schnell zufrieden, materielle Ungleichheit zu akzeptieren,

wenn Talent der Grund dafür ist? Gleiche Chancen nur für Gleichbegabte? Einzig erklärbar scheint das nur zu sein, wenn wir von Talent als inhärent und natürlich ausgehen. Daran, so die Devise, kann man nun mal nichts ändern, aber dann sollen möglichst viele davon profitieren und die Talentierten an die Gesellschaft zurückgeben.

Doch damit kommen wir zum eigentlichen Kern des Problems: Die Idee, dass Talent natürlich, mehr oder wenig statisch und von Geburt an bestimmt ist, ist kaum haltbar. Natürlich gibt es biologische Unterschiede zwischen Individuen, die sich in manchen Bereichen stark auswirken (man denke nur an Sportarten wie Basketball, wo unter anderem die angeborene Körpergröße zählt, etc.). Doch bei näherem Hinsehen ist oft gar nicht klar, was „angeboren“ oder „natürlich“ genau bedeuten soll, wenn wir uns verdeutlichen, dass es seit frühestem embryonalen Zustand schon zu Wechselwirkungen eines Individuums mit seiner Umwelt kommt. Vielleicht hätte dieses Kind ein erfolgreicher Basketballspieler werden können, hätte es nur im Mutterleib mehr Kalzium erhalten? Vielleicht hätte jenes Kind die Fähigkeit entwickelt, großartige Romane zu schreiben, wenn es eine Begeisterung für Literatur vorgelebt bekommen hätte? Jegliche Versuche, natürliche Begabungen vor jedem äußeren Einfluss oder im Hinblick auf ihre potenziell optimale Entwicklung zu bestimmen, scheinen aussichtslos.

Wir sollten außerdem nicht den Fehler machen, aus schnellen Lernfortschritten und dem Erreichen eines überdurchschnittlich hohen Leistungsniveaus voreilig dem Argument für natürliches Talent zu verfallen. Mit dem Verweis auf ungleiche naturwissenschaftliche Begabungen erklären wir zum Beispiel, warum zwei Individuen, die gleich viel Unterricht erhalten haben, unterschiedlich gute naturwissenschaftliche Fähigkeiten entwickeln. Dies sagt jedoch zum einen nichts über die Grenzen dessen aus, was ein Individuum bei maximalem Input erreichen kann. Hätte eine der Personen mehr Zeit zum Üben oder zusätzlichen Unterricht erhalten, hätte sie vielleicht das gleiche Niveau an Fähigkeiten erreicht wie die andere.

Unterschiede zwischen Individuen hinsichtlich der Leichtigkeit, mit der eine bestimmte Fertigkeit erworben wird, werden außerdem zum anderen fast immer durch eine ganze Reihe an Faktoren verursacht. Dazu gehören verschiedene Motivations- und Persönlichkeitseinflüsse sowie frühere Lernerfahrungen, die eine Person mit Wissen, Einstellungen, Fähigkeiten und Selbstvertrauen ausstatten. Die Frage nach natürlicher Begabung ist da die am wenigsten aufschlussreiche und interessante.

Wie können wir es möglichst vielen Menschen erlauben, in dem, was sie tun, kompetent zu sein? Anders als Talent ist Kompetenz ein inklusives Konzept. Es beruht nicht darauf, dass es nur einige haben oder entfalten können

Es braucht deshalb mindestens eine Erneuerung des Talentbegriffs: Talent als Fähigkeit, außerordentliche Leistungen zu erbringen, sollte dynamisch gedacht werden, in steter Wechselwirkung mit äußeren Bedingungen und Umständen. Es ist etwas, was im Laufe eines Lebens verloren gehen oder entwickelt werden kann, je nach Anreiz und Förderung. Die scheinbar „Talentlosen“ deshalb einfach ihrem Schicksal zu überlassen und nicht mehr Ressourcen in sie zu investieren, scheint so klarerweise unmoralisch und ebenso unfair, wie andere unverschuldete Einflüsse nicht auszugleichen.

Doch noch besser wäre es, wir würden ganz Schluss machen mit dem Konzept des Talents. Wir sollten nicht vergessen, dass selbst Sokrates in der „Politeia“ keinen Hohl daraus macht, den Mythos als das zu bezeichnen, was er ist: eine zweckdienliche *Lüge*. Man hat also nicht wirklich geglaubt, dass Menschen so offensichtlich

in „talentiert“ und „talentlos“ einzuteilen sind. Die „edle Lüge“ entstand vielmehr aus der wahrgenommenen Notwendigkeit, die Gesellschaft auf eine bestimmte Weise zu organisieren, die ihren Erhalt sicherstellen soll. Wenn es aber nie wirklich um die Begabungen und das Wohlergehen der Einzelnen ging, dann sollten wir auch andere Fragen stellen. Verwechseln wir den Bedarf an einfachen Arbeitskräften nicht mit dem Gedanken, dass diese unbegabt sind?

Anstatt also immer noch zu versuchen, Anerkennung daran zu knüpfen, qua Talent hervorstechen, sollten wir uns mehr auf die Frage konzentrieren, wie wir es möglichst vielen Menschen erlauben können, in dem, was sie tun, kompetent zu werden. Anders als Talent ist Kompetenz ein inklusives Konzept: Es beruht nicht darauf, dass es nur einige haben beziehungsweise entfalten können. Das beste Beispiel sind die ersten Schuljahre, in denen es darum geht, dass alle Schüler bestimmte Lese- und Rechenkompetenzen entwickeln, um sie zu einem eigenständigen und selbstbewussten Handeln zu befähigen. Würden wir uns auf das Ziel einer solchen Kompetenzschulung fokussieren, anstatt das Erlangen höherer Fertigkeiten immer weniger Individuen zuzugestehen, würde dies für mehr Menschen ein erfülltes Leben im Sinne des aristotelischen Ideals bedeuten – ausgezeichnet durch aktives Gestalten und Meistern von komplexen und ergebnisoffenen Situationen. Und anstatt selbst an der Frage zu verzweifeln, worin wir denn nun besonders begabt sind und wo unsere „natürlichen“ Grenzen liegen, sollten wir lieber direkt fragen: In welcher Tätigkeit finden wir Freude, Herausforderung, Wertschätzung und Ausdruck unserer selbst? Eine Gesellschaft, die dies möglichst vielen ermöglicht, sollte unser Ziel sein. /

Protest für die Normalität

Auf Deutschlands Straßen regt sich Widerstand gegen Remigrationspläne und andere menschenrechtsverletzende Vorhaben der AfD. Das ist gut so. Und doch wird bei genauem Hinsehen für das Falsche gekämpft, meint unsere Kolumnistin **Eva von Redecker**

Illustration von Franz Lang



In Deutschland waren Anfang des Jahres 2024 circa 1,4 Millionen Menschen bei Demonstrationen gegen die AfD auf der Straße, das sind so viele wie seit dem riesigen Klimastreik 2019 nicht mehr. Man könnte also meinen, es sei viel in Bewegung. Und sicherlich beweisen die Kundgebungen, zumindest an manchen Orten, mutige Entschlossenheit.

Und doch hege ich Zweifel. Könnte es sein, dass die Demos gegen rechts vor allem dafür stehen, dass auch die progressiven Kräfte im Land auf die einzig verbleibende Utopie des 21. Jahrhunderts einschwenken: die Normalität? Es ist natürlich eine aufgeklärte Normalität, eine Normalität von Anstand und Menschenrecht, die hier hochgehalten wird. Aber mobilisiert wird nicht gegen die realen, bereits in der Gegenwart stattfindenden Rechtsverletzungen (etwa gegen Asylsuchende an der EU-Außengrenze oder Zivilisten im Gazastreifen), sondern gegen Verbrechen von AfD und Konsorten, die für die Zukunft befürchtet werden. Was im Grunde heißt, dass man die Gegenwart, so wie man sie kennt und gewohnt ist, verteidigt. Und darin zeichnet sich eine unwillkürliche Ähnlichkeit zwischen dem demokratischen Aufbegehren und jenen Affekten ab, die ihm auf der politischen Landkarte entgegenstehen. Die Wut auf Heizungsgesetze, die großen Coronademos und das Ressentiment gegen Einwanderung: Überall wird gewollt, dass alles so bleibt, wie man es selbst für normal hält.

Aber warum geht von der Normalität solche Mobilisierungsenergie aus? Sollte nicht der Wunsch nach der besseren Welt viel stärker sein? Es gibt übergeordnete Gründe für den Rückzug aller Zukunftswünsche auf den ungestörten Ist-Zustand: das Ende großer politischer Entwürfe nach Zusammenbruch der Systemkonkurrenz, der apokalyptische Horizont von Krieg und Klimakatastrophe. Aber mir scheint, dass es aufschlussreicher ist, in den Niederungen des Alltags nach Gründen für die Normalitätsbeschwörung zu suchen. Gerade Verunsicherungen vermeintlich selbstverständlicher Vorgänge können zu massiven Spannungen führen. In sogenannten „Krisenexperimenten“ aus dem Jahr 1967 haben Promovierende des in Kalifornien lehrenden Soziologen Harold Garfinkel ganz alltägliche Vorgänge nur minimal variiert. Beim belanglosen Gespräch über eine Fernsehsendung wurde plötzlich detailliert nachgefragt, bei der Begrüßung die Körperhaltung verändert. Das Ergebnis waren ein ums andere Mal frappierende Eskalationen. Das irritierte Gegenüber wurde zornig und aggressiv. Kaum ein Gut ist uns so teuer wie das Vertrauen in Alltagserwartungen.

Und diese Alltagserwartungen halten nur schwer Schritt mit Beschleunigung und Optimierungszwang. Zumal der rasante technologische Wandel unsere Kommunikations- und Konsumgewohnheiten umkrempelt. Wir bewegen uns in durchbrochenen Gewohnheiten

wie ein Fisch in übersalzenem Wasser. Es ist schwer, sich über etwas zu beklagen, das überall ist. Aber während der Coronapandemie wurde der Routinebruch plötzlich greifbar, weil er explizit verordnet war. So gewann der Wunsch nach dem vermeintlich störungsfreien „Vorher“ seine Kontur.

In Zeiten von Erderwärmung und global verflochtenen Krisen steht nun aber fest, dass unsere Routinen, gerade wenn wir an ihnen festhalten, zukünftig umso drastischer durchkreuzt werden. In Wahrheit waren die Zeiten noch nie so schlecht für Normalitätsverfechter.

Wer das ahnt, müsste zu weitreichender Emanzipation aufrufen. Oder zu ihrem Gegenteil: Normalitätssimulation, soweit es eben geht. Dazu das stillschweigende Eingeständnis, dass, wo die Zeiten schwerer werden, eben größere Opfer anfallen. Normalität, nur härter. Das ist die Dystopie der Gegenwart. Und genauso steht es ja auf den Wahlplakaten der AfD: „Deutschland, aber normal.“ /



Eva von Redecker ist promovierte Philosophin und eine der profiliertesten Stimmen unserer Gegenwart. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit der Dynamik des Wandels und den normativen Leitlinien einer lebenswerten Zukunft. Ihr Buch „Bleibefreiheit“ erschien 2023 bei S. Fischer

Jetzt am Kiosk!

Die neue Sonderausgabe



philomag.de





Leben

Zeit für
existenzielle
Fragen

32

Weltbeziehungen

Sehnsucht nach Glitzer /
KI-Spiegel / Delulu

34

Unter uns

Die Sache mit der Rudermaschine
Kolumne von
Wolfram Eilenberger

36

< Gespräch

„Das Leben ist eine autodidaktische
Angelegenheit“
Interview mit Peter Sloterdijk

40

Lösungswege

Ist es gut, die Kontrolle abzugeben?

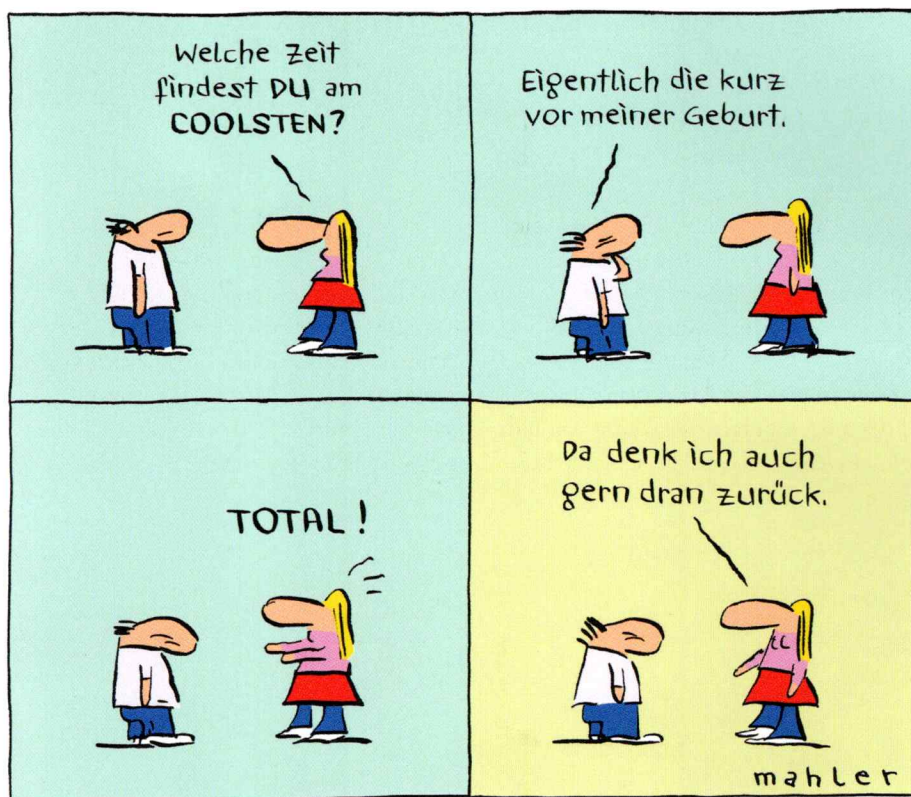
Sehnsucht nach Glitzer

Die Nullerjahre sind zurück und erinnern an unbeschwerte Friedenszeiten. Aber warum schwelgt gerade die Generation Z in Nostalgie für ein Jahrzehnt, an das sie selbst keine Erinnerungen hat?

Schon seit einigen Sommern sind die 2000er zurück: Low-Rise-Jeans mit Glitzersteinchen, getönte Sonnenbrillen, blinkende Bauchketten und Minirock über Schlaghose. Mittlerweile hat das Comeback auch die Filmbranche erreicht. Der Soundtrack zum Skandal-film „Saltburn“, der die sozialen Netzwerke Anfang des Jahres in Aufruhr versetzte, besteht aus Hits von MGMT und The Killers und katapultierte Ellis-Bextors Song „Murder on the Dance-floor“ 20 Jahre nach Erscheinen wieder in die Charts.

Regisseurin Emerald Fennell hat sich das Jahr 2006, in dem die Handlung spielt, klug ausgesucht: Kaum ein Jahr der jüngeren Vergangenheit eignet sich besser als Projektionsfläche für unbeschwerte Zeiten. Erst 2007 kam das iPhone auf den Markt und der Finanz-crash kündete die krisendurchzogene Gegenwart an. In Deutschland feierte man 2006 das Sommermärchen und schwenkte unbekümmert Nationalfahnen. Der Tod von „Problembar“ Bruno und die Geburt des flauschigen Lieblings Knut blieben als größere Nachrichtenereignisse im Gedächtnis. Sechs von sieben „Harry Potter“-Bänden waren erschienen: Der Kampf gegen das Böse fand aus Sicht der europäischen Jugend, für die 9/11 nicht viel mehr als schockierende Fernsehbilder waren, immer noch in der Fiktion statt.

Kein Wunder, dass sich in einer von Pandemie, Klimakrise und erstarkendem Rechtsextremismus dominierten Gegenwart viele nach diesen unpolitischen



Zeiten sehnen. Doch der Trend wurde nicht von Millennials gestartet, die ihrer Kindheit nachtrauern, sondern von der Generation Z, deren Mitglieder damals erst das Licht der Welt erblickten. Warum finden gerade sie Trost in Bauchketten und Schmetterlingshaarspangen? „Wer die Zeit vor der Revolution nicht gekannt hat, wird nie begreifen, wie süß das Leben sein kann“, soll der französische Staatsmann Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord über die Zeit vor 1789 gesagt haben. Das gilt auch für die Vertreter der Gen Z, die der seligen

Ignoranz der Nullerjahre nur mit bunten Accessoires nacheifern können. Die Fridays-for-Future-Kids, die schon zur Schulzeit demonstrierten, wünschen sich eine Zeit herbei, deren Süße sie nur erahnen können. Im Gegensatz zu ihren Vorgängern, den Millennials, werden sie nie wissen, wie es war, an einem Freitagmorgen die Schule zu schwänzen, um mit Avril Lavigne im Ohr und einem Center-Shock auf der Zunge im Shopping-Center abzuhängen.

/ Helena Schäfer

Produkt

Spiegelnder Paternalismus

Wer morgens in den Spiegel schaut, will sich eigentlich nur vergewissern: Da bin ich noch und sehe nicht müder aus als gestern. Mit dem neuen KI-Spiegel „BMind“ erhebt das Unternehmen Baracoda den Anspruch, tiefer in unser Selbst einzugreifen und für das mentale Wohlbefinden des Betrachters zu sorgen. Der Philosoph Pierre Cassou-Noguès sieht bereits in einfachen technischen Hilfsmitteln eine „wohlwollende Maschine“, an die wir die Aufgabe der Selbstbeobachtung delegieren.

Ein Thermometer zum Beispiel nehme uns die Einschätzung ab, ob wir uns warm oder febril fühlen. Der KI-Spiegel hebt diese Bevormundung auf eine neue Stufe: Durch Messungen der Gesichtsausdrücke, der Körpersprache und des Energieniveaus erkennt er nicht nur, in welchem Gemütszustand sich

der Betrachter befindet. Mithilfe von Lichteffekten, Tönen sowie geleiteten Meditationen und Selbstbestätigungszitationen soll er die Stimmung und den mentalen Zustand des Betrachters verbessern. Ob der Spiegel besser weiß, was wir brauchen, als wir selbst, ist allerdings fraglich. Es besteht die Gefahr,

dass er allen Betrachtern einen standardisierten Seelenzustand antrainiert. Leben wir bald in einer Welt, in der es keine Morgenmuffel mehr gibt, sondern eine gleichgeschaltete Horde gut gelaunter Zombies in den Tag startet? / Marion Köhler



Begriff

DELULU

Wenn Klimakrise und Pubertät zusammenfallen, hilft nur noch eins: Man muss sich das Leben schöner träumen, als es ist. Damit der Wahn niedlich klingt, nennt ihn die Generation Z „delulu“, Abkürzung vom englischen „delusional“. Einst beschrieb der Begriff die illusorische Hingabe an K-Pop-Stars. Heute ist jeder delulu, der sich in eine perfekte Karriere oder Beziehung hineinsteigert. Was die Lebenseinstellung ausmacht, ist neben übertriebener Zuversicht auch der Glaube, dass sich die Wirklichkeit durch Selbsttäuschung beeinflussen lässt. Vor Kurzem hieß das noch „manifestieren“ und einst „fake it till you make it“. Der Philosoph und Psychologe William James nannte es den „Willen zum

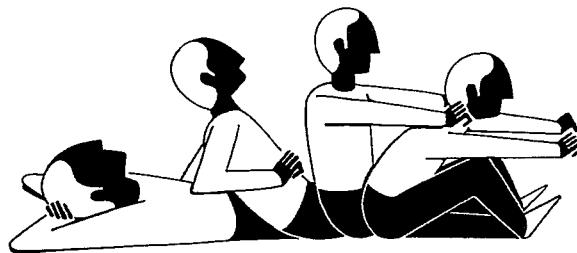
Glauben“. Als Handelnde seien wir durchaus berechtigt, in unserer Selbstbestimmung von Möglichkeiten auszugehen, deren Eintreffen wir nicht vorhersehen können – gerade in Situationen, die nach einer Entscheidung verlangen, wie ein Jobangebot oder Heiratsantrag. Ohne eine Portion handlungsleitender Zuversicht kämen wir nie voran, so James. In einer Welt, die immer heißer wird, reicht aber nicht mehr allein der gute Glaube. Die Gen Z hat die radikale Hoffnung deshalb mit einer Prise Irrsinn verfeinert und zur Schutzstrategie in unsicheren Zeiten erkoren. Auf TikTok heißt das: „Delulu is the solulu.“

/ Helena Schäfer

Unter uns – Alltag neu denken mit Wolfram Eilenberger

Folge 28: Die Sache mit der Rudermaschine
Gute Vorsätze verlaufen oft im Sande. So wird das Heimsportgerät schnell zum Mahnmal für die Tücke gegenwärtiger Subjektivität

Illustration von Joni Majer



Die einzige Frage, die sich nicht stellt, ist die, ob es anderen wohl ähnlich ergeht. Alles andere an meiner Rudermaschine bleibt tief rätselhaft. Wie ich vermute, gar für alle Zeiten jenseits vernünftiger Einholung. Ursprünglich, sollten Sie wissen, war sie als Geschenk gedacht. Von mir. An mich. Präziser: an eine zukünftige Version meiner selbst. Denn so ist der Mensch nun einmal. Er kann nicht anders. Er macht sich etwas vor. Entwirft sich auf bessere Zeiten.

Gut drei Jahre liegt die Anlieferung nun zurück. Hoch aufgeschossen und gertenschlank lehnt es seither gelassen neben meinem Schreibtisch. Also, das Rudergerät. Nicht mein neues Ich. Massivholz, versteht sich. Rindsledern sein Sitz, olympisch leicht der Zug. Bordcomputer. Alles vom Feinsten. Was hätten wir beide nicht alles erreichen können! Mit nur 45 Minuten pro Tag. Ganz aus eigener Kraft! Kein Lockdown würde uns stoppen. Kein Hagelschlag foppen. Keine Mückenschwärme schrecken. Kein Fitnesscoach necken. Volle Selbstbestimmung bei maximaler Effizienz! Bauch, Beine, Po. Einfach Vorhänge auf, Rücken gerade und loslegen. Ja, sollten uns die Nachbarn ruhig dabei zusehen!

Ganz ohne Fluss würden wir in den Flow finden. Derweil App-gestützt, sagen wir: Finnisch lernen. Taylor Swifts lyrisches Gesamtwerk auswendig! Uns für nahende Ären per Podcast ökonomisch weiter-schulen. Wie ein thesaurierender ETF gewonnenen Eigenschwung einfach mitnehmen. All unsere Werte und Anlagen so unmerklich optimieren. Bald schon vollends sorgenlos schwitzen. Glauben Sie

es oder nicht: Sogar volle Zweitligahalbzeiten hoffte ich schuldfrei genießen zu dürfen, wäre die Maschine auf sanften Rollen erst einmal ins Wohnzimmer der Familie überführt. Sky is the limit!

So weit die Vorstellung. Das Projekt. Der Plan. Die Theorie. Wie immer man es nennen mag. Sie sehen, auch ich weiß im Prinzip recht genau anzugeben, was zu tun wäre, um richtig, gar glücklich zu leben. Oder glaube wenigstens, es für den eigenen Fall zu wissen. Und doch tue ich es nicht. Tue. Ich. Es. Einfach. Nicht. Laufen meine Tage jeden Tag wieder aus dem Ruder. Geraten Maximen im 45-Minuten-Takt ins Schwimmen. Gehen selbst firmste Entwicklungsvorsätze einfach – verschütt. Und so für jedes andere mir bekannte Vernunftwesen. Das soll erst mal einer rational erklären, ohne sich dabei selbst zu betrügen!

Schon bald werden wir, wie ich fürchte, also einen neuen Anlauf wagen. Noch einmal frisch angreifen. Es jetzt endlich wirklich wissen wollen. Werden das Paradox attackieren. Dem Problem so richtig zu Leibe rücken. App-gestützt einfach nicht lockerlassen. Einmal mehr keine Anschaffungskosten scheuen. Gern auch neueste Techniken zum Einsatz bringen!

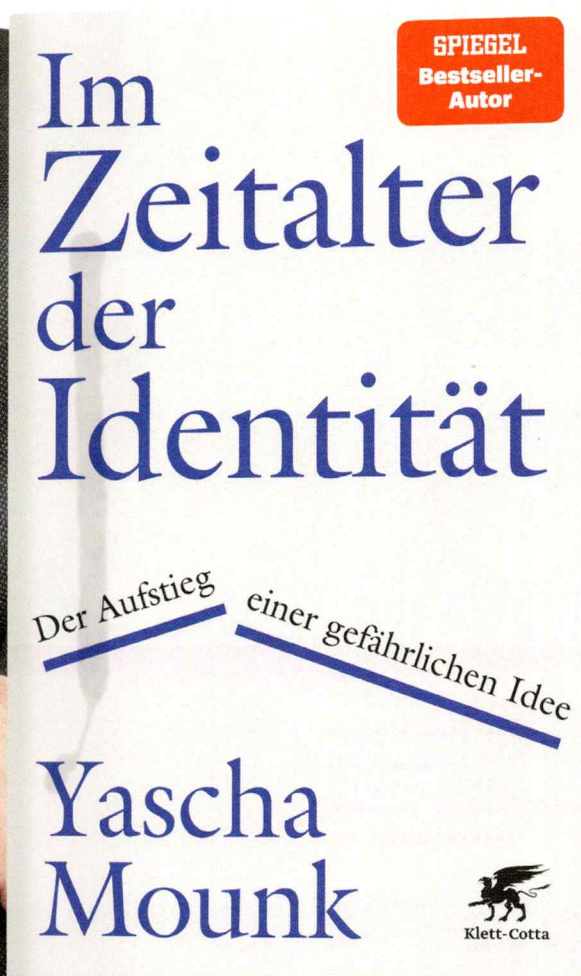
Bis es aber auch in meinem Fall wieder so weit sein muss, betrachte ich es mit Nachsicht. Als Möbelstück. Als Inventar gewordenes Symbol all meiner Schwächen. Als Mahnmal verschütteter Chancen. Als Gestell all dessen, was ich hätte sein können und doch niemals sein werde. Also, das hölzerne Gerät direkt neben meinem Schreibtisch. Nicht mein ewig rudernes Selbst. /



Wolfram Eilenberger

Der promovierte Philosoph ist Autor zahlreicher Sachbücher. Nach seinen Bestsellern „Zeit der Zauberer“ und „Feuer der Freiheit“ (Klett-Cotta, 2018 und 2020) ist 2021 sein Buch „Das Ruhrgebiet. Versuch einer Liebeserklärung“ im Tropen Verlag erschienen. Eilenberger moderiert die „Sternstunde Philosophie“ im Schweizer Fernsehen und war bis 2017 Chefredakteur des Philosophie Magazins

»Wie man gegen Identitäts-
politik argumentiert, ohne sich
in einen reaktionären Spinner
zu verwandeln.« *Steven Pinker*



512 Seiten, geb. mit SU, € 28,- (D), ISBN 978-3-608-98699-0

Der Politikwissenschaftler und ZEIT-Herausgeber Yascha Mounk geht dem Ursprung der neuen Ideen über Identität und soziale Gerechtigkeit nach – und erklärt, warum sie unter den gegebenen Entwicklungen ihre hehren Ziele nicht erreichen werden.

„Das Leben ist eine autodidaktische Angelegenheit“



Das Werk von Peter Sloterdijk ist schier unüberschaubar. In seinem neuesten Buch „Zeilen und Tage III“ schlägt er vor, es vom Thema des Geborenwerdens her zu begreifen. Ein Gespräch über das Drama der Existenz, Urschreithérapie und die Ambivalenz der Vaterlosigkeit

Das Gespräch führten Svenja Flaßpöhler und Moritz Rudolph / Foto von Felix Brüggemann

Peter Sloterdijk ist einer der bedeutendsten Philosophen der Gegenwart. Sein Werk umfasst mehr als 50 Bände und erscheint bei Suhrkamp. Zuletzt ist von ihm im Oktober 2023 erschienen: „Zellen und Tage III. Notizen 2013–2016“

Herr Sloterdijk, seit einigen Jahren leben Sie in Berlin. Denkt es sich hier anders als in Karlsruhe?

Ja, es ist schon anders. In Karlsruhe war für mich immer der Vormittag die bevorzugte Zeit. Ich hatte dort meinen Schreibtisch vor dem Fenster stehen, und die Sonne ging hier auf und wanderte so herüber (zeigt durch den Raum). Das hatte etwas von einer kleinen Vormittagsmystik. Die Sonnenwanderung führte dazu, dass ich oft golddurchschienene, hellgrüne Blätter vor Augen hatte. Das besaß etwas Verklärtes. Es lag darin ein anderer Ton, ein etwas kontemplativerer als der, den ich in meiner Berliner Morgenstunde erlebe. In Karlsruhe entstanden gelegentlich kleine Naturgedichte in Prosa, mit denen ich versuchte, die hellen Stimmungen zu beschreiben.

Und das hat sich durch den Umzug nach Berlin verändert?

Ja, hier gibt es kaum noch Vormittagslyrik und das hat mit der Sitzposition zu tun. Ich schaue hier in den Raum hinein und blicke auf ein Gemälde des französischen Malers Paul Vergier. Es zeigt ein Treibhaus, bei dem die Plastikhülle halb abgefallen ist. Vergier ist ein Künstler, der mit fotorealistischen Techniken Lichteffekte in transparenten Planen einfängt – mir scheint, er knüpft dabei an eine Tradition der Faltenmalerei an, die bis in den spanischen Barock zurückgeht. Der Berliner Blickkorridor durch die offenen Durchgangstüren erzeugt eine andere Atmosphäre, für die ich noch keine sprachlichen Entsprechungen gefunden habe. Es ist ein bisschen schade, dass die naturlyrischen Momente seltener geworden sind, ich mochte die kleinen Landschaftsdichtungen in meinen Notizheften recht gern.

Atmosphären sind auch in Ihrer Philosophie zentral, man denke an Ihre „Sphären“-Trilogie. Könnte man Sie als Atmosphären-Philosophen bezeichnen?

Zum Teil ganz sicher. Es gibt die Kieler Schule der neuen Phänomenologie, die auf Hermann Schmitz zurückgeht und von den Brüdern Gernot und Hartmut Böhme weiter ausgearbeitet wurde.

Sie meinen die Phänomenologie des Leibes, der nicht scharf zu trennen ist von der Atmosphäre, in der er sich befindet.

Bei mir geschah der Zugang zum Thema Atmosphäre nicht von Schmitz her – den habe ich spät entdeckt und viel gelernt. Ich kam zu den atmosphärischen Fragen durch die klassische Kugel-Metaphysik und die antike Geometrisierung des Kosmos – das heißt durch die Motive, die den

ganzen zweiten Band von „Sphären“ ausmachen, der sich der Makrokosmologie widmet. Das ist ein ganz anderer, zunächst eher klassischer Zugang. Die Atmosphäre – griechisch gesprochen: die Dunstkugel – hat in der antiken Sphärentheorie nur den Status eines Epiphänomens. Denn die Sphären, auf die es ankommt, sind ja die Äthersphären beziehungsweise die kosmischen Schalen, an denen die Planeten befestigt sind und die bei ihren Drehungen jene unhörbare Musik erzeugen, die nur der philosophische Geist vernehmen kann. Für uns sind diese Gebilde unreal geworden, sie sind seit dem 16. Jahrhundert aus dem offiziellen Weltbild der Europäer verschwunden. Auch das sogenannte Firmament, die oberste Schale, die man für den Fixsternhimmel hielt, hat nur bis ins 18. Jahrhundert überlebt, nicht bei den Astrophysikern, aber bei den Poeten. Dichter haben nach wie vor gerne vom „Himmelsbogen“ gesprochen und ihn weiter als Firmament bezeichnet – was freilich eine Fehlbenennung war, weil da am Himmel längst nichts Festes, Firmes mehr ist. Dass der Himmel wie ein Gewölbe aussieht, ist ein optischer Effekt – das Weltall, durch eine Schicht von Gasen gesehen. Seit dem 17. Jahrhundert haben es Himmelsbetrachter eher mit dem Gefühl zu tun, dass da draußen das Unendliche ist – eine unendliche Ungemütlichkeit. Es gibt keine Umhüllung, außer dem dünnen Film aus Gasen, die wir atmen.

Das Gegenbild zu dieser metaphysischen Unbehaustheit ist die vorgeburtliche Hülle, der Schutzraum der Fruchtblase. In „Zellen und Tage III“ schreiben Sie, Ihr philosophisches Projekt der letzten 30 Jahre sei es gewesen, „das Wesentliche vom Natalismus her zu begreifen“. Warum?

Aus mehreren Gründen. Ich gehöre ja zu einer Generation, die in den späten 1960er- und frühen 1970er-Jahren von einer hybriden Strömung in der alternativen Therapiekultur erfasst worden ist. Die hatte der klassischen Psychoanalyse den Rücken gekehrt, die man als eine verkopfte Veranstaltung ansah, und wenn man damals Analysanden kennenlernte, war einem doch hin und wieder zumute, es seien Leute, die die Therapie in den Dienst ihrer Neurose nehmen. Wer noch kränker werden will, als er schon ist, macht eine Analyse! Das war damals die kollektive Überzeugung in der subkulturellen Szene – beim Krieg der Therapiemethoden war immer etwas Messianismus mit im Spiel und der Hochmut war entsprechend. Wer es mit sich selbst gut meinte, der sollte nicht jahrelang herumreden, sondern die Wahrheit auf der Gefühlsseite

suchen und das auf der Stelle. Es war letztlich eine Welle tiefenpsychologischer Romantik, die man bis zum Mesmerismus zurückverfolgen kann. Es gab damals Feeling-Therapien von Schwabing bis nach Bogenhausen und Gauting, man las Arthur Janovs „Der Urschrei“.

Was konkret muss man sich unter einer Urschreitherapie vorstellen?

Janov dozierte: Du musst dich daran erinnern, wie es war, als du zur Welt gekommen bist. Dabei hast du deine ersten traumatischen Engramme (dt.: Inschriften; Anm. d. Redaktion) bekommen – und die lösen wir jetzt mittels Urschreitechnik auf, zum Beispiel mit gezielter Hyperventilation, danach ist dein persönliches Glück nicht mehr aufzuhalten. Dann fährst du, um mit Heinrich Mann (in seinem Napoleon-Essay) zu sprechen, in die Welt wie die Kugel in die Schlacht. Während du sonst verkümmerst wie eine Pflanze, die durch alte Hemmungen nicht so richtig zum Blühen kommt. So etwa lag die Ausgangsbasis der Münchner Szene damals. Alle ringsum haben es irgendwie praktiziert. Von den Cleveren sind einige dann schnell auf die Therapeutenseite gewechselt, während andere auf der Patientenstufe hängen geblieben sind. Unsere Überzeugung war: Die Welt braucht Urschreithherapie, wir sind die Avantgarde! Es war ein sehr teurer Spaß, Urschrei gab's nicht auf Kasse.

In „Zeilen und Tage III“ setzen Sie Ihren Zugang zur Natalität von Hannah Arendt ab, die Natalität als Möglichkeit zum Neuanfang begreift. Ist das nicht aktiver und positiver als die Urschreiprämisse, dass Geburt Trauma bedeutet?

Ja, ganz sicher. Auf jeden Fall hat Arendt den gesünderen Zugang gewählt, weil sie aus der Natalität gleich auf die Eigentätigkeit schließt, von Passivität will sie nichts wissen. Die perinatale Meditation führt zu ganz anderen Ergebnissen, sie betont die dunklen Aspekte, die extremen Leiderfahrungen. Ich habe mich übrigens irgendwann von Arthur Janov abgewendet und mich mehr mit den Anregungen des tschechischen LSD-Experimentators Stanislav Grof beschäftigt. Er hat etwas erarbeitet, das er die „perinatale Matrix“ nannte. Es handelt sich um ein extrem dramatisches Drehbuch in vier Akten – es umfasst andeutungsweise: die ursprüngliche Beengungsphase, von der die Klausrophobien herkommen; die Phase des Antagonismus, von der sich Bilder apokalyptischer Kämpfe herleiten lassen; die Vernichtungsphase, die der erlebten Hölle entspricht; und die Durchbruchphase, die mit den Zuständen zwischen Sturz ins Nichts und Himmelfahrt korrespondiert.

In Ihrer Philosophie spielt auch das vorgeburtliche Nichts eine Rolle. Kultur domestiziert das Nichts, mit dem wir auf die Welt kommen.

Ja, es gibt in uns eine pränatale Imprägnierung mit einer archaischen Formlosigkeit, wo alles nur schwebt und fließt und undefiniert gleitet. Das sind Zustände, die in der asiatischen Kultur im Modus von Meditation kultiviert werden konnten. Die Meditation, so gesehen, impliziert eine Art von Einführung in die Pränatalität für Erwachsene. Sie leitet dazu an, den Charme der Ungeborenheit inmitten der offenen Welt zu reproduzieren. Man könnte behaupten, wie es der Buddhismus tut, dass durch solche Reisen ins weltlose Innen welthafte Anhaftungen oder Verstrickungen sich lösen. Nun ja, es ist eine intrikate Geschichte mit psychotherapeutischen und spirituellen Risiken und Nebenwirkungen.

„Ich verdanke der Kritischen Theorie einige Gastsemester im Ganz-Anderen“

Wie verorten Sie Ihr eigenes Schreiben und Denken auf dem Spektrum von bejahenden und verneinenden Tönen?

Es gibt da einen Satz Ciorans, den ich zeitweilig fast unterschrieben hätte: „Es ist, als hätte ich, indem ich mich in die Welt einschlich, ein Mysterium profaniert, eine Verpflichtung hohen Ranges verletzt, einen unsagbar schweren Fehler begangen.“ Und dann ein zweiter Satz, der ganz kompliziert und raffiniert ist. Cioran sagt weiter: „Doch kommt es vor, dass ich weniger schneidend empfinde: dann erscheint mir Geborenwerden wie ein Unheil, das nicht gekannt zu haben mich untröstlich machen würde.“ Reservierter kann man die Zustimmung zum Faktum der Existenz nicht formulieren. Was mich angeht, suchte ich nach dem Minimum der Ansiedlung auf der positiven Seite des Seins, ohne dass man dabei in so einen geschmacklosen Hurratriotismus der Existenz hineingeraten müsste. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass ich in meinen jungen Jahren durch und durch mit den antiontologischen Motiven von Adornos Denksystem voll-gesogen war. Geziemend wäre für den Intellektuellen heute eigentlich nur „die Scham darüber (...), dass einem in der Hölle noch die Luft zum Atmen bleibt“, schreibt Adorno in den „Minima Moralia“.

Mir fiel der Satz senkrecht auf den Kopf. Ich brauchte ein Antidot dazu. Die Schreibweise Ernst Blochs tat mir gut, weil sie zeigte, dass die Musik nicht nur aus dem Lamento besteht.

Die Kritische Theorie ist für Sie eine fortwährende Reibungsfläche.

Reibung erzeugt Entropie, doch es ist bei mir auch eine neue Denkstruktur entstanden. Die Kritische Theorie war für mich wichtig, weil man bei ihr lernte, dem Zwang zum Ja-Sagen zu allem, was der Fall ist, zu entgehen. Es wäre undankbar, diese Schule zu verleugnen. Ich verdanke ihr einige Gastsemester im Ganz-Anderen. Auf die Dauer führt die Große Reserviertheit genauso wenig weiter wie die Große Weigerung. Ich brauchte ein Gegenlager auf realem Boden, und das habe ich damals vor 50 Jahren eher in dieser milden Positivität der Psycho-Subkultur gefunden. Späte Ausläufer davon finden sich in meinen zuletzt publizierten Notizen. Irgendwo benutze ich dort eine Metapher aus der Erfahrung des Eisenbahnfahrens, wie es früher war. Da behaupte ich, dass man auch als denkender Mensch nur in ganz wenigen Augenblicken des eigenen Lebens sich selbst halbwegs zusammenhängend versteht. Dann nämlich, wenn der Zug so in die Kurve fährt, dass man beim Blick aus dem Fenster die ganze Garnitur nach vorne und nach hinten wahrnehmen kann. Das Gleichnis ist heute nicht mehr besonders plausibel, weil Züge, deren Fenster man öffnen kann, selten geworden sind. Und bei den modernen Hochgeschwindigkeitszügen sind die Trassen so angelegt, dass nur noch minimale Kurven entstehen, der Zug rast vorwärts, ohne sich selbst zu sehen.

In Ihren Notizen ist vom Tod mancher Freunde zu lesen. Haben diese Verluste in Ihnen das Gefühl erzeugt, sich gerade in einer solchen Kurve zu befinden?

Ja, natürlich. Es sind ja zwei völlig verschiedene Eindrücke vom Leben, die man je nach der Position im Ablauf der Zeit gewinnt. In jungen Jahren hat man das Gefühl, die anderen, das sind die, die schon da sind, die Welt ist prall gefüllt mit Leuten und Sachen, und ich komme dazu. Und von einem bestimmten Zeitpunkt an kehrt sich das Bild um. Das Ganze wird irgendwie konkav, und man hat zunehmend den Eindruck: Ich bleibe übrig. Die, die vorher da waren, gehen weg, man selber ist noch da. Das ist ein sehr merkwürdiges Gefühl. Der letzte Freund, der gestorben ist, war Peter Weibel. Sein Dahingang hat mich sehr getroffen. Ich kenne jetzt das Gefühl, dass einem bestimmte Menschen fehlen wie ein abgeschnittener Arm. Ich meine, wirklich fehlen. Das ist etwas, was in der Jugend so noch

nicht vorkommt. In puncto Fehlen könnte ich nur auf die Vaterfigur verweisen, aber das habe ich damals nicht als ein präzises Fehlen empfinden können. In meinen jungen Jahren war Vaterlosigkeit ein weitverbreiteter Befund. Er hatte die angenehme Nebenfolge, dass man sich selber gewissermaßen als Guru und Schüler in einer Person erfinden konnte. Mir war früh klar, dass das Leben eine autodidaktische Angelegenheit ist. Aufgrund von Lehrermangel ist man zur Selbstbelehrung verurteilt.

Was war mit Ihrem Vater?

Meine Mutter, Jahrgang 1915, war während des Zweiten Weltkrieges in Holland als junge Offizierin bei der Luftaufklärung stationiert. Das war für sie eine glückliche Episode in ihrem Leben, sie war da mit einhundert jungen Frauen, die in ihrer Kompanie Dienst taten, auf holländischem Boden zusammen, nahe der Küste, um britische Bomber, die nach Deutschland flogen, früh zu melden. Und natürlich hatte sie holländische Verehrer, sie hat an den Abenden Musik gemacht, die Mädchen tanzten miteinander und hatten es ziemlich gut. Als sie am Ende des Krieges nach Hause kam, traf sie in der Gegend von Karlsruhe meinen Vater, einen ausgemusterten holländischen Seefahrer von der Handelsmarine. Sie hat wohl ihre hollandfreundlichen Affekte an dieser Person festgemacht, obwohl sie von ihrem Temperament und von ihrem Bildungsgrad ganz woanders war. Meine Mutter war auf einem humanistischen Gymnasium gewesen, hatte neun Jahre lang Latein und Griechisch gelernt. Der Mann war eher ein rauer Mensch, in heutiger Sprache: bildungsfern. Um es abzukürzen, die Ehe hat sich relativ bald entflochten. Er nahm berufliche Tätigkeiten außerhalb unseres eigenen Wohnortes an. Und als ich zehn war, haben sich meine Eltern scheiden lassen.

In Ihren Notizbüchern findet sich mit Blick auf Houellebecq dieser Satz: „Die Bindekräfte reichen auf beiden Seiten nicht aus. Wie sollen Frauen im Strom auch bei jemandem bleiben, der das Bleiben nicht gelernt hat?“ Haben Sie das Bleiben gelernt?

Ja. Ich bin eher einer, der bleibt. Ich bin zwar sehr gerne woanders, aber die Wege von A nach B fallen mir immer schwer. Ich bevorzuge die Mehrfachhäuslichkeit, so wie früher die Nomaden. Nomaden sind ja genau die Leute, die nicht gerne herumziehen, da sie häuslicher sind als andere. Sie bewegen sich nur unter dem Druck der Witterung vom Winterlager ins Sommerlager und umgekehrt. Der wirkliche Nomade hasst das Reisen. /

Ist es gut, die Kontrolle abzugeben?

Kontrollverlust kann Hingabe und Ekstase, aber auch Angst und Überwältigung bedeuten. Drei philosophische Klärungsversuche

Von Paul Roßmüller / Fotos von Melissa Schriek



**Nein, denn
Kontrollverlust
bedeutet
Unfreiheit
Epiktet**

ca. 50–138

Der zur Stoa gehörende Philosoph kam als Sklave nach Rom. Wohl auch vor dem Hintergrund dieser Erfahrung von Ohnmacht entwickelt Epiktet eine Lebensphilosophie, in deren Zentrum die radikale Besinnung auf die eigene Handlungsmacht steht: Wir haben keine Kontrolle über äußere Dinge und der Versuch, sie zu beherrschen, ist vergebens. Die einzige Sache, die wir beherrschen können, ist unsere Reaktion auf sie. Um wahre Kontrolle über uns selbst zu gewinnen, müssen wir unsere Kontrollillusionen über die Welt aufgeben. Denn nicht die Welt bringt uns Unruhe, Angst und Verzweiflung: Wir sind es selbst, weil wir falsch reagieren. Zwischen äußeren Ereignissen und der Art, wie wir mit ihnen umgehen, liegt der Zwischenraum menschlicher Freiheit, auf den es sich zu konzentrieren gilt.



Ja, denn das Politische beginnt,
wo die Kontrolle aufhört

Hannah Arendt

1906–1975

Für Arendt ist Politik ein Prozess gemeinsamen Handelns, der durch keine Einzelperson kontrolliert werden kann. Wenn wir mit anderen Menschen interagieren, „schlagen wir unseren Faden in ein Netz der Beziehungen. Was daraus wird, wissen wir nie.“ Und so müssen wir, um überhaupt handeln zu können, ein Grundvertrauen in andere

Menschen entwickeln. Politik erfordert die Bereitschaft, sich den Unwägbarkeiten und Unvorhersehbarkeiten zu stellen, und ein Kontrollbedürfnis wird dies verhindern. Nur aus dem spontanen Miteinander-Handeln kann geboren werden, was uns selbst übersteigt: Neuanfänge, die den Gang der Dinge unterbrechen.

Ja, denn Liebe
und Glaube
können nicht
durch Kontrolle
erlangt werden

**Søren
Kierkegaard**

1813–1855

Kontrolle kann uns auch im Weg stehen. Kennen Sie das, wenn gerade der Versuch, ein Gelingen zu erzwingen, dieses verhindert? Die Unbestimmtheit menschlichen Lebens – unsere Freiheit – löst Angst aus. Im „Schwindel der Freiheit“ erkennen wir nicht nur die Möglichkeit des Gelingens, sondern auch des Scheiterns. Doch hilft Selbstkontrolle hier nur wenig, denn manches kann erst im Loslassen – im vertrauensvollen Abgeben der Kontrolle – erreicht werden. Für Kierkegaard beginnt erst jenseits der Selbstkontrolle das Entscheidende: Glaube und Liebe. Hierfür muss ein „Sprung“ ins Unbekannte gewagt werden, wo wir nicht mehr von uns selbst gehalten werden. Wer Kontrolle zur Bedingung des eigenen Handelns erhebt, wird jene Sphären menschlicher Erfahrung nicht erreichen.



Gibt es die Guten und die Bösen?

Durch moralische Abwertung werden Debatten vergiftet. Wer aber von den Kategorien Gut und Böse absieht, läuft Gefahr zu relativieren, gar zu verharmlosen. Was also tun, wenn Einzelne oder Gruppen ganz anderen Werten folgen?

44

Intro

Freund und Feind
Von Svenja Flaßpöhler

46

Meine Toleranzgrenze

Fünf Menschen erzählen
Kommentiert von Fabian Bernhardt

52

Pro & Contra

Die Natur des Bösen
Positionen von Platon
bis Hannah Arendt

56

Essay

Das Böse als ethische Kategorie
Von Slavoj Žižek

60

Dialog

Übertreiben wir es mit der Moral?
Emilia Roig diskutiert
mit Philipp Hübl

Von Svenja Flaßpöhler

Hier die Guten, da die Bösen.

Viele Geschichten, ob in Filmen oder in Romanen, funktionieren nach diesem Schema. Und natürlich wähnt man sich selbst gern auf der guten Seite. Auf der Seite der Jedi-Ritter, auf der Seite von Winnetou, auf der Seite von Harry Potter. Noch vor gar nicht allzu langer Zeit schien eine derart klare Aufteilung in hell und dunkel tatsächlich eindeutig in die Welt der Fiktion zu gehören. Oder wahlweise auch in die Welt der Religion, von der Nietzsche meinte, dass sie ihren Begriff des Guten aus einer „Sklavenmoral“ zöge, die das Starke, Herrische als böse abwerte, um die Schwachen triumphieren zu lassen. So dekonstruierte der Philosoph das christliche Weltbild, entlarvte es, wenn man so will, ebenfalls als Fiktion, die sich zu einer nur vermeintlichen Wahrheit verfestigt hat.

Und noch bis zur Jahrtausendwende hätte ein aufmerksamer Beobachter des politischen Weltgeschehens das Gut-Böse-Schema wohl ebenfalls in die Mottenkiste überkommener Geschichten verbannt: Der Kalte Krieg war vorbei, der westliche Liberalismus befand sich, so schien es zumindest, auf dem Siegeszug, dem sich nach und nach alle Menschen auf der Welt anschließen würden. Man befand sich in einer, so muss man rückblickend sagen, segensreichen Zwischenzeit, in der Feinde keine nennenswerte Rolle mehr spielten, in der es noch keine „Achse des Bösen“ und auch noch kein Twitter gab.

Heute sieht die Welt anders aus. Seit dem Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine spricht man wieder über Kriegstüchtigkeit, über Wehrpflicht, über nukleare Aufrüstung. In Nahost herrscht ebenfalls Krieg, der sich in Form von Protesten, Boykottaufrufen und Hassattacken auch hier bemerkbar macht. In Universitäten, im Netz, auf der Straße stehen sich Gruppen verfeindet gegenüber. Hier die Pro-Palästinenser, dort die, die auf jüdischer, auf israelischer Seite sind. Und dann natürlich das Erstarken rechter Kräfte in den USA, in Europa und auch in Deutschland, wo zuletzt Hunderttausende in den Großstädten gegen Höcke und Co. demonstrierten. „Ganz Berlin hasst die AfD“, so ist auf Plakaten in der Hauptstadt zu lesen. Wer hasst, will vernichten. Was gehasst wird, soll nicht sein. Für die einen sind

das Menschen mit migrantischen Wurzeln. Für die anderen die, die über „Remigration“ schwadronieren und Menschenrechte mit Füßen treten.

Der Feind ist also wieder da. Und damit auch der Vernichtungswunsch. Folgt man dem Staatstheoretiker und NS-Anhänger Carl Schmitt, dann ist dieser Zustand gar nicht beklagenswert. Vielmehr begreift Schmitt die „Freund-Feind-Unterscheidung“ als unumgebar für die Herstellung „politischer Einheit“. Lasse man diese Unterscheidung fallen, „ist die politische Einheit zerstört“, so Schmitt in seiner Schrift „Der Begriff des Politischen“. Deshalb lebe jede Einheit davon, den Feind zu bekämpfen. Zur Not auch unter Einsatz des eigenen Lebens. Und auch der „innere Feind“ müsse, argumentiert Schmitt, unschädlich gemacht werden, was unter Umständen, „je nach dem Verhalten des zum Staatsfeind Erklärten, das Zeichen des Bürgerkriegs“ sei. Das sind Zeilen, bei denen manch einer an den Sturm aufs Kapitol am 6. Januar 2021 denken mag. Oder auch an die Reichsbürger hierzulande.

Nur wer einen Feind hat, schließt sich zur Einheit zusammen. So ewiggestrig diese Einsicht Schmitts klingen mag, und so hochumstritten der Denker bis heute ist, gewinnt sie mit Blick auf das zeitgenössische Geschehen durchaus Plausibilität. Ohne die AfD würden sich die Massen auf den Straßen wohl kaum zusammenschließen, um die Demokratie zu verteidigen. Und würde Europa, gäbe es den neuen alten Feind Russland nicht, über militärische Solidarität, einen europäischen nuklearen Schutzschirm nachdenken? Wie oft hat Annalena Baerbock seit dem 24. Februar 2022 das Wort „gemeinsam“ verwendet und so eben jene politische Einheit beschworen, die Schmitt zufolge nur herzustellen vermag, wer zwischen Freund und Feind unterscheidet?

Allerdings war Schmitts Feindbegriff ganz und gar kalt und keineswegs emotional beziehungsweise moralisch aufgeladen. „Der politische Feind braucht nicht moralisch böse, er braucht nicht ästhetisch hässlich zu sein; er muss nicht als wirtschaftlicher Konkurrent auftreten, und es kann vielleicht sogar vorteilhaft scheinen, mit ihm Geschäfte zu machen“, schreibt der Staatsrechtler. „Er ist eben der andere,



Carl Schmitt würde skeptisch auf unsere Zeit schauen. Er ist kein Verfechter heißen Hasses. Der Moralisierung der Feindeskategorie zum „Bösen“ stünde er ablehnend gegenüber

der Fremde“ und es genüge, „dass Konflikte mit ihm möglich sind“. Woraus folgt: Schmitt würde durchaus skeptisch auf unsere Zeit schauen. Er ist kein Verfechter heißen Hasses. Der Moralisierung der Feindeskategorie zum „Bösen“ stünde er ablehnend gegenüber.

Wenn wir heute etwas aus Schmitts Überlegungen lernen wollten, dann vielleicht dies: Wer die Welt in „die Guten“ und „die Bösen“ einteilt, glaubt im Grunde noch immer daran, dass „die Guten“ – zu denen man natürlich selbst gehört, klar – dereinst siegen werden und sich so die Welt in einen „pazifizierten Erdball“ (Schmitt) verwandelt. Anders gesagt: Wer diese moralische Kategorisierung vornimmt, glaubt an ein Happy End. An einen „die ganze Erde und ganze Menschheit umfassenden Weltstaat“, der mit einem Verschwinden der Freund-Feind-Unterscheidung einhergehen würde. Schmitt setzt diesem Glauben kühlen Realismus entgegen: „Die politische Welt ist ein Pluriversum, kein Universum“. Meint: Bis auf Weiteres wird es immer die geben, die ganz andere Werte verfechten und sich eine Welt wünschen, in der man selbst nie leben möchte. Menschen also, deren Sicht man schlicht nicht versteht und die sich auch durch stundenlange Diskussionen nicht überzeugen lassen, weil sie anders denken als man selbst. Das ist schwer zu begreifen und noch schwieriger zu akzeptieren. Und doch könnte es sein, dass genau darin die zentrale Herausforderung unserer Zeit liegt. /

Meine Toleranzgrenze

Die Zuschreibung des Bösen liegt nahe, sobald ein Gegenüber sich an Werten orientiert, die man selbst für problematisch oder gar gefährlich hält. Fünf Menschen erzählen

Einleitung und Kommentar von Fabian Bernhardt

Der Zwang zur Rechthaberei gilt bekanntlich als eine in Deutschland besonders stark ausgeprägte Untugend. Vielleicht steht nicht zwangsläufig in einem Widerspruch dazu, dass es auch ein deutscher Philosoph ist, Hans-Georg Gadamer nämlich, dem wir das folgende Wort verdanken: „Die Möglichkeit, dass der andere recht hat, ist die Seele der Hermeneutik.“ Als Hermeneutik bezeichnet man in der Philosophie die Lehre und Kunst des Verstehens und der sachgemäßen Auslegung. Ihre Ursprünge reichen bis zu den antiken Rätselsprüchen des delphischen Orakels zurück. Was hätte Gadamer, der vor 22 Jahren verstarb, wohl zu dem Klima gesagt, in dem ein Großteil der Debatten und tagespolitischen Auseinandersetzungen heute geführt wird – in den Parlamenten, auf der Straße, in Kneipen, Hörsälen und vor allem in den sozialen Medien?

Nicht erst seit Elon Musk das blaue Vögelchen verabschiedet und Twitter in X umbenannt hat, heißt der Wetterbericht wenig Gutes: affektive Erregungswellen, die sich übereinandertürmen, eine nicht enden wollende Saison von Shitstorms, beleidigende Interferenzen, wohin man schaut. Wer in Bezug auf eine bestimmte Streitfrage oder einen bestimmten Konflikt jeweils die Guten und die Bösen sind, scheint dabei häufig von vornherein ausgemacht. Schließlich sind es gerade die polarisierenden und polemischen Stimmen, denen es die Algorithmen verstaten, sich in dem kommunikativen Verkehrschaos am meisten Gehör zu verschaffen. Das Missverstehen derer, die die eigene Meinung nicht teilen, scheint nicht nur vorprogrammiert, sondern geradezu beabsichtigt. Die Realität des kommunikativen Handelns in den digitalen Netzwerken weist Habermas' Traum vom „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“



Fabian Bernhardt ist promovierter Philosoph und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Sonderforschungsbereich „Affective Societies“ an der Freien Universität Berlin. 2021 erschien sein Buch „Rache. Über einen blinden Fleck der Moderne“ bei Matthes & Seitz

als wirklichkeitsfern aus. Angesichts dessen könnte man fast dazu verleitet sein, das Wort von Gadamer umzudrehen: Der kategorische Ausschluss der Möglichkeit, dass der andere recht hat, ist die Seele von Meinungsplattformen wie Facebook und X.

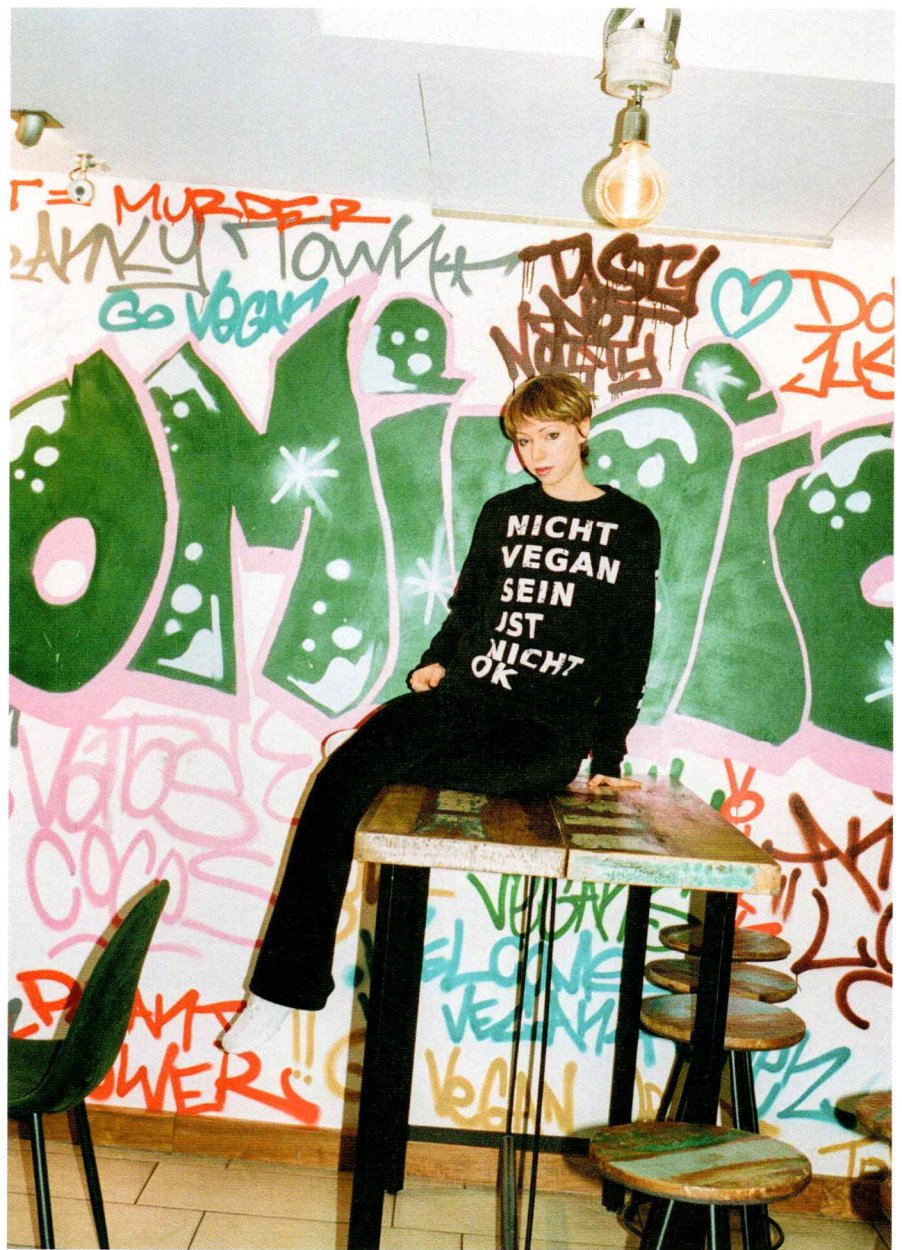
Was daran problematisch ist, reicht über den digitalen Raum weit hinaus: Wer nicht in der Lage ist, von seinen Ansichten – und sei es auch nur probe-weise – einen Schritt zurückzutreten und die eigene Position als eine von mehreren möglichen zu begreifen, läuft Gefahr, ebenjener Sucht der Rechthaberei zu verfallen, die das Ende jeder Verstehensbemühung bedeutet. Und wo kein Verstehen und kein Austausch mehr stattfinden, ist es bis zum Dogmatismus nicht weit. Verhärtung der Fronten, wechselseitige Dämonisierung, Spaltung und Hass sind die Folge. Feind ist der, mit dem man nicht (mehr) spricht. Wie der Zerstörungswille zum Hass gehört der Abbruch der Kommunikation zum Wesen der Feindschaft. Die Möglichkeit, dass der andere recht hat, kommt unter diesen Bedingungen nicht mehr in Betracht.

So nachahmenswert die Maxime von Gadamer erscheint, so offenkundig sind indes auch ihre Grenzen. Denn es gibt Fragen, bei denen man aus guten Gründen darauf beharren kann und sogar beharren muss, dass der andere eben nicht recht hat. Insbesondere dann, wenn grundlegende Werte des Zusammenlebens auf dem Spiel stehen: Rassisten, Sexisten, Antisemiten und Islamhasser haben nicht recht. Punkt. Menschenverachtende Denkweisen wie diese markieren eine absolute Grenze. Unterhalb dieser Grenze indes liegen die Dinge meist weit komplizierter. Die Positionen, die auf diesen Seiten versammelt sind, legen davon beredtes Zeugnis ab.

Raffaela Raab,
27 Jahre, bezeichnet sich selbst
als „Die Militante Veganerin“

„Hass scheint der Preis für den Kampf um eine vegane Welt zu sein“

Seit gut drei Jahren führe ich unter dem Pseudonym „Die Militante Veganerin“ Aktionen verschiedenster Art durch, um Menschen verständlich zu machen, dass die Versklavung von Tieren, um sie zu essen, für unsere Unterhaltung oder sonstige Zwecke ein furchtbarer Missbrauch ist und Speziesismus den größten ethischen Notfall überhaupt darstellt. Für mich sind alle Nichtveganer dann böse Menschen, wenn sie sich aller Informationen rund um Tierleid zum Trotz weiter für ein nichtveganes Leben und so für ein heuchlerisches Mitläufertum entscheiden. Mein Gegner sind das Dogma und die fehlende Reflexion der Massen. Dabei zielen ich sowohl auf einzelne Menschen wie auch auf gesellschaftliche Strukturen. Natürlich bekomme ich viel Kritik für meine Aktionen und meine Rhetorik. Mir geht es dabei immer darum, den Tieren eine Stimme zu verleihen. Es wäre aber auch falsch zu sagen, dass ich nicht stolz auf die Marke wäre, die ich mir erschaffen habe. Hass schmerzt mich besonders dann, wenn er von sehr nah kommt wie von meiner Mutter, die ich zeitweise digital blockiert habe, weil sie sich weigert, sich mit Tierethik auseinanderzusetzen und mich als „Sektenführerin“ betitelt. Hass scheint der Preis für den Kampf um eine vegane Welt zu sein. Doch das wundert nicht, denn die Aktivistinnen und Aktivisten der Bürgerrechtsbewegung wurden ebenfalls lange körperlich und soziokulturell angegangen, bis schlussendlich auch die Mitläufer gesehen haben, dass ihr Anliegen den nächsten Schritt in Richtung Gerechtigkeit darstellt.



Kommentar Fabian Bernhardt

Wenn die Stimme heiser wird

Die Wahl und Schreibweise ihres Nom de Guerre – „Die Militante Veganerin“ mit bestimmtem Artikel und großem M – verrät viel über die Entschlossenheit, mit der Raffaela Raab für ihre Sache eintritt. Ihre erklärten Hauptfeinde sind dabei zum einen die Ignoranz, also die mehr oder weniger absichtliche Unwissenheit, und zum anderen ein Problem, das bereits von Aristoteles unter dem Begriff der „Akrasia“ thematisiert wurde: dass Menschen nämlich dazu neigen, bestimmte

Handlungen – wie in diesem Fall das Essen von Tieren – auch wider besseres Wissen durchzuführen. Die radikale Rhetorik und Selbstgewissheit, die Raab bei ihrer tierethischen Aufklärungsarbeit an den Tag legt, dürfte auf viele Menschen gleichwohl eher abschreckend wirken. Beim Lesen ihrer Selbstbeschreibung fühlt man sich an einen Vers von Bertolt Brecht erinnert: „Auch der Zorn über das Unrecht / Macht die Stimme heiser.“ Vielleicht wäre den Tieren, denen Raffaela Raab eine Stimme leihen möchte, mehr geholfen, wenn sich in das militante Brüllen der Löwin auch leisere und bedächtigere Töne mischen würden. Die Lämmer würden es ihr vermutlich danken.



Kommentar Fabian Bernhardt

Wer ist „wir“?

Die Äußerungen von Oliver Gorniak sind stark ökonomisch gefärbt; wie viele andere Bauern und Bäuerinnen fürchtet er um sein konkretes finanzielles Überleben. Zugleich weist er auf einen anderen wichtigen Punkt hin: Neben der materiellen Entlohnung fehlt es ihm an symbolischer Anerkennung und Wertschätzung für seine Arbeit. Für Forderungen wie diese demonstrierend auf die Straße zu gehen, ist nicht nur ein demokratisches Grundrecht, sondern auch Ausdruck politischer Mündigkeit. Gleichwohl ist da ein gefährlicher

Kipppunkt. Er findet sich an der Stelle, an der Gorniak davon spricht, dass die Protestierenden zugleich „die Interessen des gesamten deutschen Mittelstands“ vertreten und gar den „Wohlstand Deutschlands“ überhaupt verteidigen. Hier stellt sich nicht nur die Frage, wer die Protestierenden dazu legitimiert hat, in Namen dieses größeren Wir zu sprechen, sondern auch, wer in diesem konstruierten Wir mitgedacht wird und wer ausgeschlossen bleibt.

Oliver Gorniak,
27 Jahre, protestierender Bauer

„Wir Bauern haben genug davon, von oben herab behandelt zu werden“

Die von der Ampel angekündigten Sparmaßnahmen bedrohen die Existenz Tausender Bauernfamilien. Die Abschaffung der Kfz-Steuerbefreiung für landwirtschaftliche Fahrzeuge und der Steuervergünstigung für Agrardiesel würde allein für meinen Betrieb Mehrkosten von 90 000 Euro pro Jahr bedeuten. Besonders kleinere Bauern stehen vor dem Aus. Schon jetzt halten sich viele Betriebe noch gerade so über Wasser und das Vorhaben der Ampel ist für viele ein letzter, zynischer Todesstoß. Die zusätzlichen Kosten werden zu höheren Lebensmittelpreisen führen, was unsere Konkurrenzfähigkeit als deutsche Bauern bedroht und dazu führen könnte, dass wir bald aus dem Markt gedrängt werden.

Doch dieser Protest geht über das konkrete Vorhaben der Ampel hinaus. Wir vertreten hier auch die Interessen des gesamten deutschen Mittelstands, weil die Ampel nicht nur uns Bauern, sondern den Wohlstand Deutschlands insgesamt gefährdet. Wir Bauern haben genug davon, von oben herab behandelt zu werden. Für alles ist Geld da, aber nicht für die eigenen Leute. Seit vielen Jahren sterben Bauernbetriebe und die Politik schaut einfach zu.

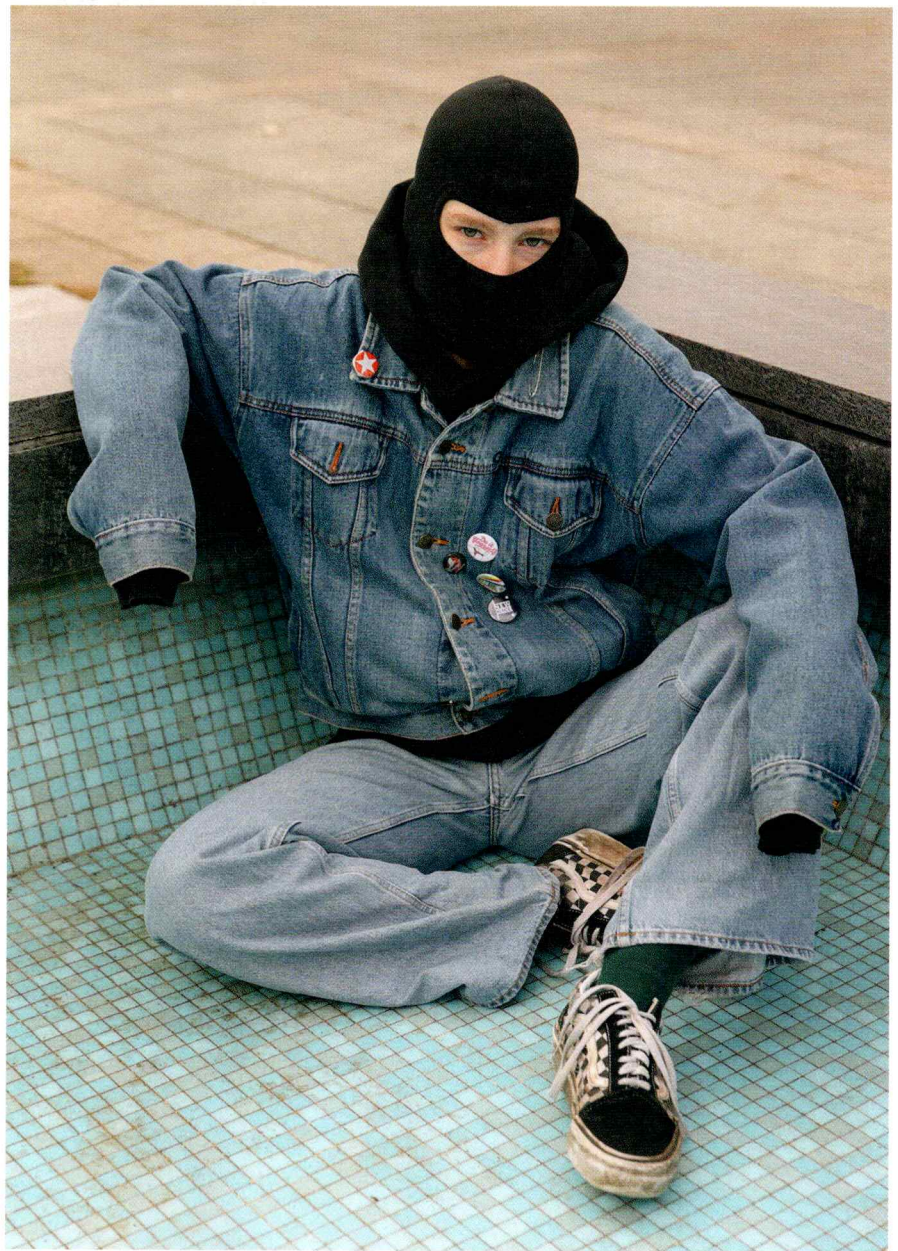
Die Regierung zeigt nicht nur keine Anerkennung und Wertschätzung für die mühevolle Arbeit, die wir Bauern das gesamte Jahr über leisten, um die Bevölkerung zu ernähren, sondern es fehlt auch die Bereitschaft zum Dialog. Seitdem wir hier protestieren, sind viele Bürger zu uns gekommen – aber kein Politiker hat sich getraut, unter das eigene Volk zu gehen und uns zuzuhören.

Sabine (Name geändert; Red.)
begreift sich als Anarchistin

„Wer die AfD bekämpfen will, muss diesen Staat bekämpfen“

Ich habe viele Feinde. Zu ihnen gehört die AfD, weil sie menschenverachtend, diskriminierend und rassistisch ist. Rechte planen heute erneut Massendeportationen von Menschen mit Migrationshintergrund – mit und ohne deutsche Staatsbürgerschaft. Die AfD – das bürgerlich getarnte Einfalls-tor des Faschismus – muss bekämpft werden, und zwar mit allen Mitteln. Doch es wäre vereinfacht, die AfD als einziges Problem der gegenwärtigen Gesellschaft zu beschreiben. Sie ist das Produkt spezifischer gesellschaftlicher Bedingungen. Und diese Bedingungen bündeln sich im Kapitalismus, der Menschen verdinglicht und unterdrückt. Aufrechterhalten wird er durch die Staatsmacht und ihr Gewaltmonopol. Die Ordnung der Bundesrepublik droht so, zum Steigbügelhalter des Faschismus zu werden.

Ich bin Anarchistin und das heißt, jede Autorität von Menschen über Menschen abzulehnen. Daher halte ich jeden Staat, der per Definition auf Gewalt gegründet ist, für illegitim. Er zerstört die natürliche Gleichheit der Menschen und ist nichts weiter als ein Mittel zum Durchsetzen der Zwecke der Mächtigen. Ich gehe dagegen vor, wann immer ich kann. Was habe ich mit den Gesetzen, denen ich gehorchen soll, zu tun? Ich habe ihnen nie zugestimmt. Daher ist mein Ziel kein anderer Staat – es ist die Abschaffung des Staates.



Kommentar Fabian Bernhardt

Wider die Herrschaft

In der zeitgenössischen politischen Philosophie findet die Lehre des Anarchismus in ihren verschiedenen historischen Ausprägungen kaum Erwähnung. Das ist bedauerlich. Schließlich liegt dem anarchistischen Denken ein utopischer Impuls zugrunde, der nach wie vor bedenkenswert erscheint – nicht obwohl, sondern gerade weil er auf etwas abzielt, was heute aus realpragmatischer Perspektive nahezu undenkbar scheint: dass kein Mensch über einen anderen herrsche.

Den Weg zu diesem Ziel erkennt der Anarchismus in der vollständigen Abschaffung der staatlichen Ordnung. Dass sich dieses utopische Projekt in den Äußerungen von Sabine mit einem wesentlich konkreteren und mehrheitsfähigeren Vorhaben verbindet, dem bedingungslosen Kampf gegen die AfD, tut dem utopischen Geist nicht zwangsläufig Abbruch. Im Gegenteil: Um das Wehen dieses Geistes einzufangen, braucht es viele Segel. Und nicht das kleinste davon heißt politische Praxis. Wie die Geschichte zeigt, ist damit allein allerdings noch nicht garantiert, dass das Schiff tatsächlich in eine glückliche Richtung treibt.



Jonathan Klein, 44 Jahre,
Klavierkabarettist und Stadtführer,
regt sich schnell über Mitmenschen auf

„Wenn ich unter Stress stehe, ist es schlimmer“

Leute, die keine Rücksicht nehmen, regen mich auf: Personen, die sich im Supermarkt direkt vor das Regal stellen, ohne zu bemerken, dass sie anderen die Sicht versperren; Spaziergänger, die ihre Hunde auf dem Tempelhofer Feld frei laufen lassen, obwohl das verboten ist; Autofahrer, die Einfahrten zaparken; Nachbarn, die nachts in ihrer Wohnung trampeln. Diese Menschen scheinen sich zu denken: „Ich kann ja mal“, und haben dabei nicht auf dem Schirm, dass noch andere existieren. Ich selbst gebe mir viel Mühe, andere nicht zu stören, was in einer Großstadt wie Berlin durchaus anstrengend ist. Es gibt Zeiten, in denen mich die Rücksichtslosigkeiten mehr oder weniger aufregen – wenn ich unter Stress stehe, ist es schlimmer. Manchmal schnauze ich dann auch rum. Diesen Monat habe ich mir von meinem Brotjob freigegeben, um an meiner Kunst zu arbeiten, und bin wesentlich ausgeglichener. Den Ärger über meine Nachbarin habe ich humoristisch in einem Lied verarbeitet, in dem ich sie in „Gunter“ umbenannt habe, weil sich das auf „drunter“ reimt, und ich mir vorstelle, in die Wohnung über ihr zu ziehen, um es ihr mit gleicher Münze heimzuzahlen. Auch über das furchtbare Chaos, das am „Gabenzaun“ in meiner Nachbarschaft herrscht, habe ich ein Lied geschrieben. Meine nächsten Songs sollen aber andere Themen haben, ich kann ja nicht immer nur Texte schreiben, in denen ich mich aufrege.

Kommentar

Fabian Bernhardt

Macht der Form

Das Grundgefühl, das Jonathan Klein hier beschreibt, kennen die meisten von uns vermutlich nur allzu gut. Das gilt nicht nur für das Leben in der Großstadt: Wer ist nicht schon mal fassungslos darüber geworden, mit welcher Rücksichtslosigkeit sich manche Menschen durch die Welt bewegen? Implizit appelliert Klein damit an Werte, denen oftmals nachgesagt wird, in der Gegenwart nicht mehr allzu hoch im Kurs zu stehen: Rücksichtnahme, Höflichkeit, Freundlichkeit, Etikette. Die Kritik, dass es sich dabei bloß um hohle Formeln handelt, verfängt

nicht so recht. Gegen sie ließe sich jene „Macht der Form“ in Stellung bringen, die der österreichische Philosoph Robert Pfaller in seinem Buch „Die blitzenden Waffen“ beschwört. Wörter wie „bitte“, „danke“ oder ein schlichtes „Hallo“ zur Begrüßung machen einen Unterschied – unabhängig davon, ob sie tatsächlich von einem Geist der Freundlichkeit erfüllt sind oder nicht. So nachvollziehbar der Ärger von Jonathan Klein über das Ausbleiben dieser Gesten ist, so evident ist indes auch dessen Kehrseite, wie Klein auch selbst zu wissen scheint: Am garstigsten sind häufig genau die Leute, die kein anderes Thema kennen, als sich unablässig über die Garstigkeit ihrer Mitmenschen zu beschweren.

Nour, 32 Jahre,
wütend auf die israelische Regierung

„Ich empfinde Wut gegenüber dem Zionismus“

Der Krieg, den Israel gerade gegen mehr als 2,2 Millionen zu großem Teil unschuldige Palästinenser:innen in Gaza führt, wird international verharmlost. Als Begründung für die Bombardierungen, die bereits über 26 000 Menschen getötet und über 65 000 verletzt haben, wird der Anschlag der Hamas am 7. Oktober 2023 angeführt. Doch was haben die Unschuldigen mit den Taten der Hamas zu tun? Unsere, nach außen als sozial, grün und feministisch auftretende deutsche Bundesregierung unterstützt mit uneingeschränkter Solidarität nach deutscher „Staatsräson“ einen rechtsextremistischen Staat. Ich empfinde Wut gegenüber der Führung Israels. Und ich empfinde Wut gegenüber dem Zionismus, der der Grund des Übels ist. Es wundert mich nicht, dass Israel diesen Genozid ausübt, denn das Land hat das grüne Licht aus dem Westen, um alles „für die Sicherheit des Landes“ zu tun. Doch werden diese Taten zu Frieden und Sicherheit führen? Echte Sicherheit kann meiner Meinung nach nur durch ein Abkommen entstehen, das den Palästinensern zusichert, ohne Kontrollen und in Frieden leben zu können. Ich verabscheue Gewalt und hasse niemanden. Es gibt zahlreiche jüdische und palästinensische Israelis, die gegen die israelische Politik sind. Auf Pro-Palästina-Demos laufe ich oft zusammen mit Juden, unabhängig davon, ob sie Israelis sind oder nicht. Mich interessiert nicht, welcher Religion man angehört, was ich besonders in Deutschland betone, weil es hier leider viele gibt, die denken, dass Pro-Palästina-Demos als solche antisemitisch sind. Das ist einfach unreflektiert – oder Kalkül und Teil einer politischen Masche.



Kommentar Fabian Bernhardt

Das Böse als Rhizom denken

Die militärische Gewalt und das Leid, dem die palästinensische Bevölkerung seit der Invasion des Gazastreifens ausgesetzt ist, sind furchtbar. Furchtbar ist aber auch die Gewalt, die die Hamas am 7. Oktober 2023 auf israelischem Staatsgebiet verübt hat. Die Situation ist unendlich verwickelt und kompliziert. Zusätzlich erschwert wird sie dadurch, dass die Weise, in der über diesen Konflikt diskutiert wird, schon lange eine manichäische Form angenommen hat.

Als ob Licht und Finsternis, die Guten und die Bösen eindeutig identifizierbar wären. Wenn Nour sagt, dass er niemanden hasst, aber gleichzeitig im Zionismus „den Grund des Übels“ ausmacht, zeigt sich darin, wie sehr das menschliche Denken dazu neigt, die Klage über das erlittene Unrecht mit der Suche nach dem Ursprung des Bösen, der Wurzel allen Übels zu verbinden. Wurzel heißt im Lateinischen *radix* – der Radikalismus kommt daher. Vielleicht ist das Böse jedoch gar nicht „radikal“, wie Kant und Hannah Arendt meinten, sondern gleicht eher dem, was Deleuze und Guattari als „Rhizom“ bezeichnen: ursprungslos und wuchernd, vielfach in sich verschlungen, ohne klare Richtung und ohne Ziel.

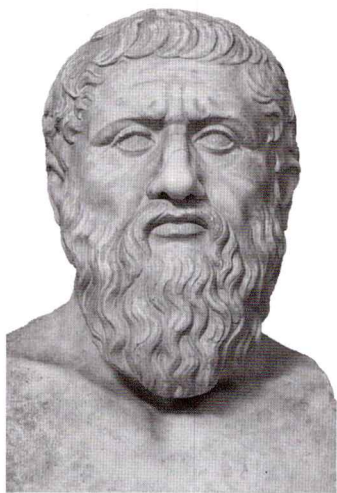
Die Natur des Bösen

Die Frage, wie das Böse in die Welt kommt, hat Philosophen seit jeher beschäftigt. Steckt Absicht dahinter oder Arglosigkeit? Können wir es überhaupt restlos verstehen? Und führt es vielleicht unwillentlich zum Guten? Sechs Interpretationen von Platon bis Arendt

Von Cédric Enjalbert, Paul Roßmüller und Theresa Schouwink / Collage von Marie Lautsch

Tun Menschen absichtlich Böses?

Augustinus
354–430



Platon
ca. 428–348 v. Chr.



Nein, wir handeln aus Unwissenheit darüber, was das Gute ist

Wer etwas gut meint, kann trotzdem falsch handeln. Platon führt diese Erfahrung zunächst auf eine Form von Verblendung zurück, die zur Folge hat, dass wir unser Ziel verfehlen. Doch er geht noch weiter. Seiner Meinung nach erliegen selbst diejenigen, die objektiv das Böse zu wollen scheinen, einer Täuschung über ihr Ziel: Denken wir nur an Tyrannen, die eine bestimmte Vorstellung von der Größe der Nation haben, Machträume hegen oder ihr Reich vergrößern wollen. Diese bösen Menschen denken, sie tun etwas Gutes, aber sie irren sich. Sie sind vor allem unwissend. Sokrates sagt: „Also ist es doch klar, dass diese Leute, diese Nichtkenner des Schlechten, nicht das Schlechte begehren, sondern dasjenige, was sie für gut hielten, während es tatsächlich schlecht ist. Mithin begehren diejenigen, die es nicht kennen und es für gut halten, offenbar das Gute. Oder nicht?“ Dies ist im Wesentlichen Platons Argumentation, die Sokrates gegenüber dem Sophisten Menon im gleichnamigen Dialog zum Ausdruck bringt: Jeder will glücklich sein, und um glücklich zu sein, muss man gut handeln, also handelt niemand bewusst schlecht. Der Philosoph folgert daraus: „Niemand (...) wünscht sich das Schlechte“ – denn das wäre schlichtweg paradox. Wer sich also unerfreulich verhält, ist zwar böse, aber nicht böswillig. Wer nicht weiß, was Glück bedeutet, und Böses tut, weil er glaubt, Gutes zu tun, ist letztlich weniger zu tadeln als zu bedauern. Um dieser Argumentation zu folgen, muss man allerdings mit Platon die Annahme akzeptieren, dass Glück und das Gute gleichbedeutend sind. Doch ist das wirklich so?

Ja, wir genießen die Übertretung des Verbots

Zu sagen, dass wir unfreiwillig Böses tun, ist zu leicht. Zum einen, weil das Ergebnis unserer Handlungen genauso viel zählt wie die Absichten – und man sich daher nicht mit der Behauptung „Ich habe es doch nur gut gemeint“ herausreden kann. Außerdem kommt es Augustinus zufolge vor, dass wir Böses um des Bösen willen tun, aus reiner Lust. Weil es uns Freude bereitet, das Verbot zu überschreiten. So kommt es, dass man sich manchmal perversen Experimenten, sündigen Handlungen oder kleinen Diebstählen hingibt, ohne ein anderes Ziel zu verfolgen, als etwas Böses zu tun. Für „Bosheit“ gibt es mitunter „keinen anderen Grund als die Bosheit selbst“, wie Augustinus, der selbst als Jugendlicher aus Lust und Laune Birnen gestohlen hat, in seinen „Confessiones“ (dt. „Bekenntnisse“) erklärt. „Ich aber wollte stehlen und stahl auch, von keinem Mangel gedrängt, nur dass die Gerechtigkeit mir mangelte und zuwider war und die Sünde mich reizte. Denn ich stahl, was ich selbst im Überfluss und viel besser besaß, wollte das gestohlene Gut auch nicht etwa genießen“, gesteht er. Und er fügt hinzu: „Sondern den Diebstahl selbst und die Sünde wollte ich genießen.“ Das Böse erscheint als ein Fehler des Willens, der vom Gebrauch unserer Freiheit abhängt und für den wir selbst verantwortlich sind. Für Augustinus tritt es auf, wenn man sich vom „höchsten Gut“ abwendet, das für ihn der christliche Gott war. Bleibt die Frage, was wir heute als solches definieren.

**Hannah
Arendt**
1906–1975



Kann man das Böse verstehen?

Jean Améry
1912–1978



Ja, wir dürfen das Böse nicht zu einer übernatürlichen Kraft stilisieren

Wenn wir das Böse nicht verstehen, können wir auch nichts dagegen unternehmen. Es besteht die Gefahr, dass es uns als eine metaphysische Kraft erscheint, deren Existenz die Welt als Ganzes inakzeptabel macht. Hannah Arendt zufolge ist es deshalb notwendig zu versuchen, das Böse zu begreifen. Mit ihrem Bericht „Eichmann in Jerusalem“ unternahm sie einen der wirkmächtigsten Versuche, die Funktionsweise des Bösen im 20. Jahrhundert zu verstehen. Doch „verstehen“ bedeutet für Arendt keinesfalls, den Täter zu rechtfertigen. Mit Blick auf Eichmann, der den Holocaust logistisch mitorganisierte, prägte Arendt die Formel von der „Banalität des Bösen“: Eichmann habe nichts Sadistisches an sich gehabt. Vielmehr sei er ein „seichter“ Mensch gewesen, der sich auf die Befolgung von Befehlen zurückgezogen habe, ohne sich Gedanken über die Folgen für seine Mitmenschen zu machen: „Die Taten waren ungeheuerlich, doch der Täter (...) war ganz gewöhnlich und durchschnittlich, weder dämonisch noch ungeheuerlich.“ Sein Vergehen lag nicht in seinen bösen Absichten, sondern in seiner „Gedankenlosigkeit“, in seiner Weigerung, eigenständig zu urteilen und Verantwortung zu übernehmen. Für diese Weigerung war Eichmann Arendt zufolge gleichwohl verantwortlich, er wurde zu Recht zum Tode verurteilt. Die Historikerin Bettina Stangneth hat Arendts Interpretation Eichmanns inzwischen widerlegt: Er wusste sehr genau, was er tat, und hat sich später als ahnungsloser Befehlsempfänger inszeniert. Doch Arendts Analyse geht über die Person Eichmanns hinaus. In ihren Augen führt die Moderne systematisch zur Gedanken- und Beziehungslosigkeit, wodurch das banale Böse eine ständige Bedrohung für unsere Gesellschaften ist. Es gilt, diesen Tendenzen mit einem öffentlichen Raum entgegenzuwirken, in dem kritisches Denken seinen Platz findet.

Nein, angesichts des absolut Bösen scheitern alle Deutungsversuche

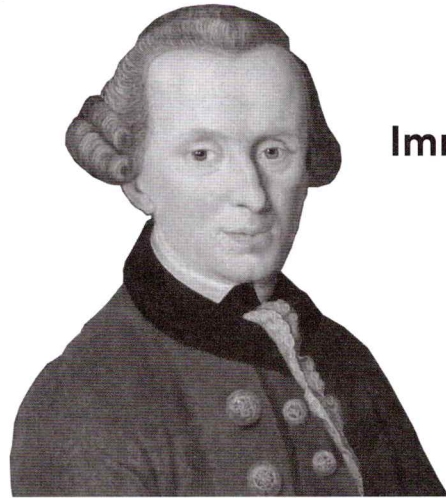
Demjenigen, der das Böse in seiner Extremform erfährt, erscheinen Erklärungsversuche schnell wohlfeil. Der jüdische Autor Jean Améry wurde im Fort Breendonk in Belgien von der SS gefoltert und war später in Auschwitz interniert. Améry kann den intellektuellen Versuchen, diese Geschehnisse verstehbar zu machen, wenig abgewinnen. Die politischen und religiösen Erklärungen, an denen sich manche seiner Mithäftlinge im Lager festhielten, erschienen ihm zwar als leidlindernd, aber offensichtlich unwahr. So empfand er es etwa, wie er in „Jenseits von Schuld und Sühne“ schreibt, „als eine empörende Beschränktheit, wenn die Marxisten unbeirrbar die SS als die Schutztruppe der Bourgeoisie und das Lager als normale Frucht des Kapitalismus bezeichneten, wo doch jeder Vollsinnige einsehen musste, dass Auschwitz nichts mit Kapitalismus oder irgendeiner beliebigen Wirtschaftsform zu tun hatte.“ Völlig verfehlt erscheint ihm aber auch Hannah Arendts Analyse, der zufolge das Böse banal sei und in der stupiden Auftragsbefolgung bestünde. Zu einer solchen Einschätzung, so Améry, könne nur kommen, wer wie Arendt „den Menschenfeind nur vom Hörensagen“ kennt und „ihn nur durch den gläsernen Käfig“ sah. Améry selbst sieht im Augenblick der Folter bei den Tätern einen Sadismus, der sich am Foltern selbst ergötzt: „Mit ganzer Seele waren sie bei ihrer Sache, und die hieß Macht, Herrschaft über Geist und Fleisch, Exzess der ungehemmten Selbstexpansion.“ Angesichts solcher Grausamkeit kapitulieren Geist und Denkvermögen. Und während Arendts Deutung ein Versuch ist, sich mit der Welt auszusöhnen, stellt Améry fest, dass der Gefolterte in der Welt „nicht mehr heimisch werden“ könne.

Führt das Böse zum Guten?



Bernard Mandeville

1670–1733



**Immanuel
Kant**

1724–1804

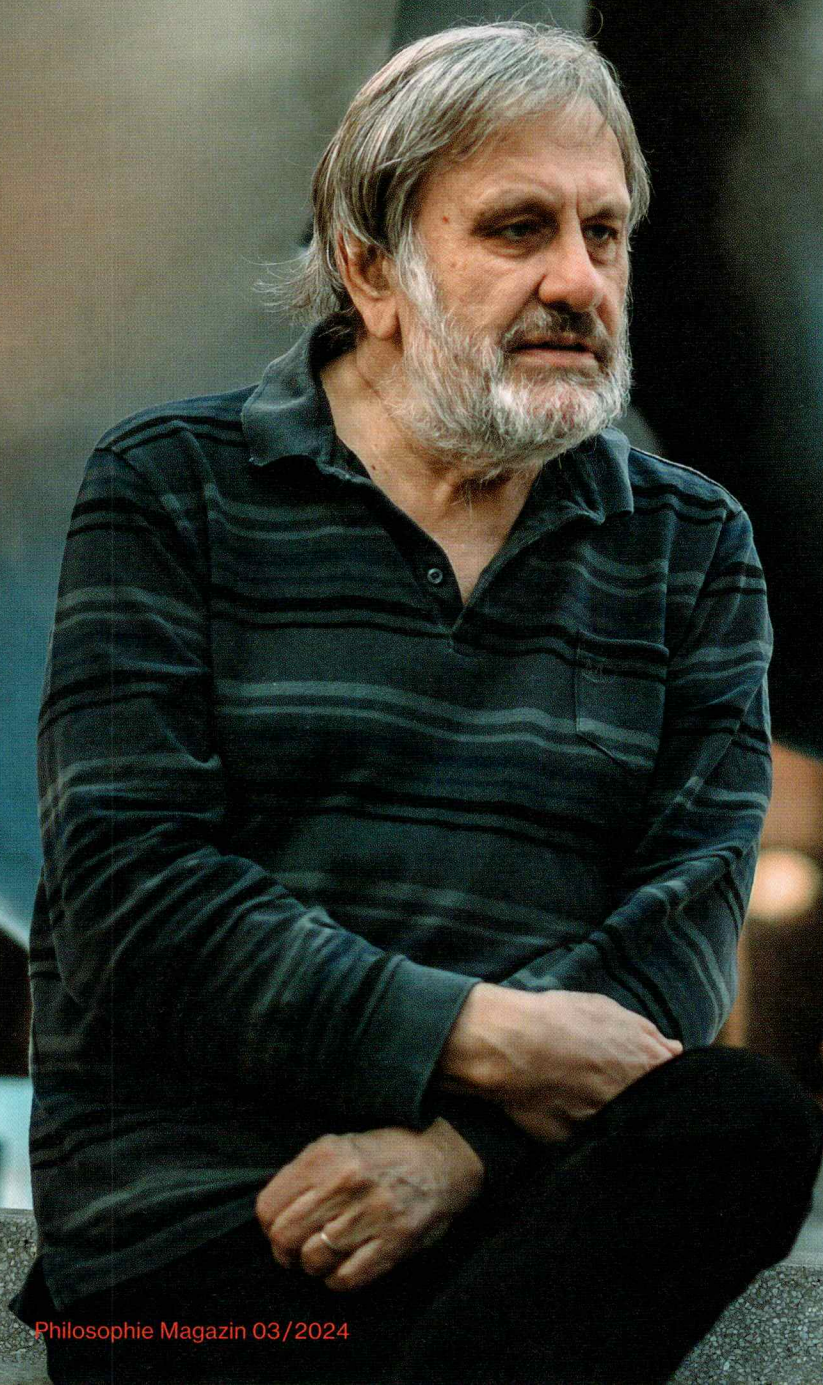
Ja, denn individuelle Laster
nutzen dem Gemeinwohl

Handelt es sich bei Gut und Böse vielleicht nicht um ein Gegensatzpaar, sondern um ein dialektisches Verhältnis? Mit der These, dass das individuell Böse zum kollektiv Guten führt, sorgte der holländische Arzt und Sozialphilosoph Bernard Mandeville im Jahr 1714 in London für einen Skandal, als er die „Bienenfabel“ veröffentlichte. Mit seiner ironischen Tierfabel griff er die bestehende Annahme darüber, wie das Gute in die Welt kommt, frontal an. Die meisten Menschen würden wohl sagen: Wenn wir alle gute Menschen werden, wird auch die Welt ein guter Ort. Mandeville kehrt diese Behauptung um: Laster, nicht Moral, sind die Bedingung eines florierenden Gemeinwesens. Er beschreibt eine Gesellschaft von Bienen, in der eigennutzorientiertes und triebgesteuertes Handeln im Ganzen für Harmonie und Wohlstand sorgen. So sind etwa Eitelkeit, Anerkennungswünsche und sinnlose Verschwendung der Motor der Wirtschaft: „Die Sucht, sich als modern in Speisen, / in Kleid und Möbeln zu erweisen, / stets ein Objekt des Spottes zwar, / des Handels wahre Triebkraft war.“ Das Streben nach persönlichem Wohlstand regt Innovation und wirtschaftlichen Fortschritt an, von dem am Ende alle profitieren. Eine Gesellschaft, in der sich alle gut verhalten, geht Mandeville zufolge hingegen unter: Wirtschafts- und Sozialgefüge brechen zusammen, Armut grassiert und militärische Schwäche kann die Landesverteidigung nicht mehr garantieren.

Nein, denn das Böse ist
nicht verallgemeinerbar

Eine Gesellschaft, in der das Böse, etwa Lügen und Betrügen, zur Regel wird, würde sofort auseinanderfallen. Wir erkennen das Böse also an seiner Nichtverallgemeinerbarkeit und der Heimlichkeit, in der es vollzogen werden muss. Nehmen wir die Lüge als Beispiel: Sie setzt sich als Ausnahme voraus und zehrt von der Regel der Ehrlichkeit, die verallgemeinert denkbar ist. Nur weil viele Menschen grundsätzlich ehrlich sind, vertrauen wir ihnen, und nur dadurch kann Vertrauen durch Lügen ausgenutzt werden. Wie wäre es, wenn alle ständig lügen würden? Wir würden die Lüge erwarten, wodurch sie untauglich würde. Für Kant gilt: Das Böse formuliert private Maximen; das Gute allgemeine. Das Gute schafft Voraussetzungen, die allen zugutekommen, das Böse zehrt diese heimlich auf. Aus Ehrlichkeit, Respekt und Hilfsbereitschaft im Kleinen entsteht eine positive soziale Dynamik, die eine gute Gesellschaft entstehen lässt und einen moralischen Konsens schafft; wer von diesem abweicht und die Gutwilligkeit der anderen für den eigenen Nutzen missbraucht, untergräbt diese positive Dynamik. Wer Triebe und Eigennutz in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen versucht, geht einen diabolischen Pakt ein. Denn nur in seinem Ausnahmecharakter ist das Hinwegsetzen über moralische Pflichten überhaupt möglich; wird es gepriesen und zur Regel erhoben, beginnt es, sich selbst zu untergraben.

Das Böse als ethische Kategorie



Die grauenvollsten Verbrechen werden menscheits- geschichtlich als notwendig im Dienste des Guten legitimiert – und zwar bis heute. So berührt sich das Böse mit dem moralischen Gesetz in uns, das uns Kant zufolge auferlegt, selbst zu bestimmen, worin unsere Pflicht besteht. Die Folgen dieser Autonomie können teuflich sein. Die Verantwortung für unser Handeln aber tragen wir allein

Von Slavoj Žižek

Slavoj Žižek ist Professor für Philosophie an der European Graduate School und einer der wichtigsten Intellektuellen unserer Zeit. Seine Eröffnungsrede auf der Frankfurter Buchmesse, die er kurz nach dem Massaker in Israel durch die Hamas hielt, löste eine Debatte darüber aus, ob und inwieweit die Kontextualisierung von Verbrechen zu deren Legitimation führt

Kant gerät in ein schwieriges Dilemma, wenn er zwischen dem „gewöhnlichen“ Bösen (der Verletzung der Moral aus einer „pathologischen“ Motivation heraus wie Gier, Lust, Ehrgeiz usw.), dem „radikalen“ Bösen und dem „teuflichen“ Bösen unterscheidet. Das „radikal“ Böse bezeichnet nicht einen bestimmten Typus böser Handlungen, sondern eine apriorische Neigung der menschlichen Natur (egoistisch zu handeln, pathologischen Motivationen den Vorzug vor der universellen ethischen Pflicht zu geben), die gerade den Raum für „normale“ böse Handlungen eröffnet, das heißt, sie in der menschlichen Natur verwurzelt. Im Gegensatz dazu bezeichnet das „teufliche“ Böse einen spezifischen Typus böser Handlungen: Handlungen, die nicht durch ein pathologisches Interesse motiviert sind, sondern „nur um der Sache willen“ begangen werden und das Böse selbst zu einer apriorischen, nichtpathologischen Motivation erheben. Kant behauptet zwar, dass das „teuflich Böse“ nicht tatsächlich vorkommen kann (es ist für einen Menschen nicht möglich, das Böse selbst zu einer universellen ethischen Norm zu erheben), aber er behauptet dennoch, dass man es als eine abstrakte Möglichkeit postulieren sollte.

Warum dieses Hin und Her bei Kant? Weil es für ihn, wenn er die tatsächliche Möglichkeit des „teuflich Bösen“ behaupten würde, unmöglich wäre, es vom Guten zu unterscheiden. Da beide Handlungen nichtpathologisch motiviert wären, würde die Travestie der Gerechtigkeit von der Gerechtigkeit selbst ununterscheidbar werden. Ein solches Paradoxon des ethisch Bösen (Böses, das um eines Prinzips willen getan wird, nicht aus „pathologischen“ Gründen im kantischen Sinne des Wortes) ist indes nicht nur eine

abstrakte Möglichkeit. Es lässt sich leicht in politischen Positionen erkennen, die zur Behauptung ihrer eigenen Identität eine Feindfigur benötigen.

Hier der Paradefall eines solchen Feindbildes: Heinrich Himmler bezeichnet in seiner Rede vor den SS-Führern in Posen am 4. Oktober 1943 die Massenvernichtung der Juden ganz offen als „ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte“ und er charakterisiert die Fähigkeit, dies zu tun und dabei anständig zu bleiben, als die größte Tugend: „Dies [die Judenvernichtung] durchgemacht zu haben, und dabei anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht.“ Himmler stellt hier ausdrücklich die wahre prinzipielle Tugend dem gewöhnlichen menschlichen Mitgefühl für einen einzelnen Menschen entgegen. War er also ein Sadist, der schreckliche Dinge tat und aus der Überzeugung heraus, dass er es nur aus ethischer Pflicht tat, ein Übermaß an Vergnügen empfand? Ich denke, diese Formel ist zu einfach, um hier angewendet zu werden. Himmler hat etwas viel Schrecklicheres an sich: Soweit man aus seinen Briefen ersehen kann, war er ein furchtbar normaler Mensch. Er verabscheute Brutalität (die er persönlich miterlebte), er war anständig und freundlich zu seinen Freunden, bereit, selbst SS-Mitglieder für ihre kleinen Verbrechen zu bestrafen. Und als solcher, als normaler Mensch, tat er in seinem Büro, was wir wissen, dass er es tat. Hier bekommt Lacans Behauptung, dass Normalität eine Form der Psychose ist, ihr Gewicht.

Ein Staatsverbrechen als „niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte“ ist in der modernen Geschichte allgegenwärtig. Als der Diktator der Dominikanischen >



Republik, Rafael Trujillo, am Ende seines Lebens gefragt wurde, auf welche seiner Taten während seiner langen Herrschaft er am stolzesten sei, nannte er das sogenannte Petersilienmassaker vom Oktober 1937, ein Massenmord an Haitianern, die im Nordwesten der Dominikanischen Republik lebten. Das Massaker forderte das Leben von schätzungsweise 14 000 bis 40 000 haitianischen Männern, Frauen und Kindern: Praktisch die gesamte haitianische Bevölkerung an der dominikanischen Grenze wurde entweder getötet oder zur Flucht über die Grenze gezwungen. Dieser Akt der „ethnischen Säuberung“, der als Verteidigung gegen eindringende ausländische Horden gerechtfertigt wurde, reproduziert perfekt die Logik des Bösen als ethischer Pflicht, die uns auferlegt, unseren allgemeinen Anstand auszulöschen.

Was sich hinter diesem Thema verbirgt, ist die Frage nach der ethischen Substanz unseres Lebens. Die Schlussfolgerung, die sich aufdrängt, ist, dass eine wirklich radikale ethische Position dann entsteht, wenn das Subjekt eine Entscheidung im Abgrund seiner Freiheit treffen muss. Das Subjekt muss eine Entscheidung treffen, die sich nicht vollständig auf irgendwelche „höheren“ neutralen Prinzipien stützen kann („Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu“ usw.), es muss eine Entscheidung darüber treffen, wie es diese Prinzipien anwendet.

Wir sollten hier auf Kant zurückkommen: Die kantische Ethik der Autonomie des Willens ist keine „kognitive“ Ethik, sondern eine Ethik der Anerkennung und Befolgung des moralischen Gesetzes, das bereits gegeben ist. Das moralische Gesetz sagt mir

Wenn wir mit einem schrecklichen Übel konfrontiert sind, sollten wir die falsche Alternative vermeiden, entweder schockiert zu sein oder zu kontextualisieren

nicht, was meine Pflicht ist, es sagt mir lediglich, dass ich meine Pflicht erfüllen soll, und lässt so den Raum für einen leeren Voluntarismus offen (was immer ich als meine Pflicht beschließe, ist meine Pflicht). Diese Eigenschaft führt uns zum Kern der kantischen ethischen Autonomie: Es ist nicht möglich, die konkreten Normen, die ich in meiner spezifischen Situation zu befolgen habe, aus dem Moralgesetz selbst abzuleiten – was bedeutet, dass das Subjekt selbst die Verantwortung dafür übernehmen muss, die abstrakte Anweisung des Moralgesetzes in eine Reihe konkreter Pflichten zu übersetzen. Die volle Akzeptanz dieses Paradoxons zwingt uns, jeden Verweis auf die Pflicht als Ausrede abzulehnen: „Ich weiß, das ist schwer und kann schmerzhaft sein, aber was kann ich tun, das ist meine Pflicht ...“ Kants Betonung der vollen moralischen Autonomie und Verantwortung des Subjekts zielt jedoch genau darauf ab, ein solches Manöver der Schuldzuweisung an eine Figur des großen Anderen zu verhindern. Erinnern wir uns an das sprichwörtliche Beispiel eines strengen, sadistischen Lehrers, der seine Schüler gnadenlos diszipliniert und foltert; seine Ausrede vor sich selbst (und vor anderen) lautet: „Mir selbst fällt es schwer, solchen Druck auf die armen Kinder auszuüben, aber was soll ich tun – es ist meine Pflicht!“ Das ist es, was die kantische Ethik gründlich verbietet: In ihr bin ich nicht nur für die Erfüllung meiner Pflicht voll verantwortlich, sondern auch für die Bestimmung meiner Pflicht.

Was uns zu einer aktuellen Frage führt, die sich im Zusammenhang mit dem Krieg in Nahost stellt. Ich meine die Frage, welche Relevanz Kontexte für die Bewertung von extremer Gewalt haben. Wenn wir mit einem schrecklichen Übel konfrontiert sind, sollten wir die falsche Alternative vermeiden, die darin besteht, entweder schockiert zu sein oder zu kontextualisieren. Wenn ich die Hintergründe einer schrecklichen Tat analysiere, wenn ich sie kontextualisiere, dann meine ich nicht die völlige Fatuität, die sich als tiefe Weisheit tarnt: „Ein Feind ist jemand, dessen Geschichte du nicht kennst.“ Wirklich? Ist Hitler unser Feind, weil seine Geschichte nicht

gehört wurde? Während er darauf besteht, dass der Holocaust nicht „verstanden“ werden kann, hat Primo Levi hier eine wichtige Unterscheidung zwischen Verstehen und Wissen eingeführt:

„Wir können es nicht verstehen, aber wir können und müssen verstehen, woher es kommt (...). Wenn das Verstehen unmöglich ist, ist das Wissen zwingend notwendig, denn was geschehen ist, könnte sich wiederholen.“ Den Kontext zu analysieren, bedeutet nicht, dass etwas entschuldigt oder gerechtfertigt wird. Es gibt zahlreiche Analysen darüber, wie die Nazis an die Macht gekommen sind, und sie rechtfertigen Hitler in keiner Weise, sondern beschreiben lediglich eine verworrene Situation, die Hitler ausgenutzt hat, um die Macht zu übernehmen.

In Bezug auf den Gazakrieg wird der einzige ethische Weg durch die zentrale Aussage eines Briefes signalisiert, den Yuval Noah Harari gemeinsam mit David Grossman und anderen unterzeichnet hat: „Es gibt keinen Widerspruch zwischen dem entschiedenen Widerstand gegen die israelische Unterjochung und Besatzung der Palästinenser und der unmissverständlichen Verurteilung brutaler Gewaltakte gegen unschuldige Zivilisten. In der Tat muss jeder konsequente Linke beide Positionen gleichzeitig vertreten.“ Wenn man sich also hier für eine Seite entscheidet und das Gegenteil ignoriert, geht man den Weg des Verrats.

Die deutsche bedingungslose Unterstützung Israels läuft auf die Unterstützung der gegenwärtigen israelischen Regierung gegen die liberale Opposition zu ihr hinaus, die sich für ein Verständnis für die Anliegen der Palästinenser einsetzt – die deutsche Vollunterstützung Israels trägt also de facto zum Wachstum des Antisemitismus bei. Die obszöne Wahrheit ist: Deutschland ist bereit, für seine vergangenen Sünden zu bezahlen, nicht indem es auf Gerechtigkeit besteht, sondern indem es die Sünden seines wichtigsten Ex-Opfers deckt. Heute muss eine echte Freundschaft mit Israel eine scharfe Kritik an der gegenwärtigen israelischen Regierung beinhalten. Ja, es ist schwierig, ein wahrer Freund des jüdischen Volkes zu sein. /



Übertreiben wir es mit der Moral?

Von einem Diskurs jenseits von Gut und Böse sind wir heute weit entfernt. Ehemals privilegierte Identitäten werden häufig als toxisch kritisiert. Braucht es die Rede von Privilegierten und Marginalisierten, von Patriarchat und White Privilege, um Diskriminierung zu bekämpfen und Fortschritt zu erzielen? Oder steht Identitätspolitik dem Ziel der Gleichheit entgegen? Der Philosoph **Philipp Hübl** und die Politologin **Emilia Roig** diskutieren

Das Gespräch führte Jana Glaese / Fotos von Paulina Hildesheim

Obwohl es regnet, kommen beide Gäste mit dem Rad. Unser Treffpunkt: ein Buchladen für queere und feministische Literatur mit Café in Berlin-Neukölln. Beim Eintreten bemerkt Philipp Hübl die vielen in Pinktönen gehaltenen Cover: Sieht so ein Denken aus, das Stereotype aufbricht? Sein demnächst erscheinendes Buch „Moralspektakel“ wird hier vermutlich nicht zu finden sein. Anderes gilt für Emilia Roig, Antidiskriminierungsaktivistin und -autorin, deren jüngster Titel „Das Ende der Ehe“ prominent ausgestellt ist. Wir nehmen Platz an einem der Cafétische, umringt von lila Plüschkissen, und das Gespräch beginnt.

Frau Roig, Herr Hübl, lassen Sie uns persönlich beginnen. Gab es in letzter Zeit einen Moment, in dem Sie mit Blick auf eine Person oder Gruppe gedacht haben: „Okay, das sind die Bösen“?

Philipp Hübl: Die Kategorie „böse“ verwenden wir im Alltag selten, aber natürlich gibt es auf der Welt viele Menschenfeinde, die grausame Dinge tun, ob das jetzt rechtsradikale Gewalttäter sind oder die Terroristen der Hamas, die Kinder, Frauen und Zivilisten umgebracht haben. Es ist klar, dass diese Taten moralisch verwerflich sind, und meistens haben wir dann natürlich eine unmittelbare physische Reaktion. Wir sagen nicht nur kühlen Kopfes: „Das ist moralisch falsch“, sondern wir haben eine körperliche Reaktion – Empörung, also moralischer Zorn –, die sich einstellt, wenn ein moralisches Prinzip verletzt wurde.

Emilia Roig: Die globale politische Situation ist so, dass ich gerade in letzter Zeit definitiv Momente hatte, ich denen dachte: „Okay, mit diesen Menschen wird es sehr, sehr schwierig sein, überhaupt in Kontakt zu kommen.“ Nicht nur auf moralischer, sondern auch auf persönlicher Ebene, teilweise habe ich mich bedroht gefühlt. Das hat auch dazu geführt, dass ich die Kategorie „böse“ benutzt habe.

Herr Hübl, Sie verweisen auf die physische Reaktion, die moralische Urteile begleitet und oft noch vor jeder Reflexion bestimmt. Was sind denn, reflektiert betrachtet, gute Gründe, etwas „böse“ zu nennen?

Hübl: Wir müssen unterscheiden zwischen Moralinstinkt und Vernunftmoral. Der Moralinstinkt bestimmt unsere Alltagsmoral. Dieser Moralinstinkt ist zum Teil angeboren, kulturell geprägt und stark mit Emotionen verbunden, und oft geben die uns auch die richtige Einschätzung der Situation. Wenn da draußen einer älteren Dame die Handtasche geklaut wird, sind wir empört. Unser überlegtes Urteil kommt zu dem gleichen Ergebnis: Das ist moralisch falsch. Aber Moralinstinkt und Vernunftmoral decken sich nicht immer. Manche Dinge, die uns stark mitnehmen, liegen weit unterhalb der Strafbarkeitsgrenze – zum Beispiel, wenn wir vom Partner betrogen werden. Am Ende muss man also bei jeder moralischen Empörung immer schauen, ob grundlegende moralische Prinzipien verletzt worden sind. Das wären die Menschenrechte im weitesten Sinne, die sich ja auch im Strafrecht widerspiegeln. >

Roig: Ich wäre eher vorsichtig, Strafbarkeit und rechtliche Normen als einzigen Kompass zu nehmen. Wenn zum Beispiel Menschen im Mittelmeer gerettet werden, ist das ja sogar strafbar – also ein Handeln, das moralisch richtig ist, wird rechtlich verfolgt. Wir müssen anhand von breiteren Kriterien denken. Ich finde auch, dass nicht nur Taten, sondern die Ideologie dahinter zählt. Es gibt Menschen, die für mich die Verkörperung des Bösen und für die Ermordung vieler Menschen verantwortlich sind, aber niemals einen Menschen selbst töten würden. Es ist wichtig zu fragen: Wer macht was und unter welchen Umständen? Kindersoldaten würde ich nicht auf die gleiche Stufe stellen wie die Menschen, die die Befehle geben, und vor allem diejenigen, die hinter mörderischen Ideologien stehen.

Sollten wir aus strategischen Gründen auch teils auf moralische Urteile verzichten? Mit Blick auf die AfD warnen einige, dass man mit einer klaren Abgrenzung Gefahr laufe, Menschen, die sie womöglich aus Protest gewählt haben, dauerhaft an die Partei zu verlieren.

Roig: Ich glaube, dass es wichtig ist, zwischen Ideologie und Menschen zu unterscheiden: Die Ideologie der AfD ist meiner Meinung nach „böse“, aber es gibt viele Menschen, die die AfD wählen, die nicht „böse“ sind. Ähnliches ließe sich für das Dritte Reich sagen: Auch damals gab es sehr viele, die liebe Opas, Omas, Muttis und Vatis waren, überhaupt keine bösen Menschen, sondern ganz normale Menschen, und dennoch haben sie eine mörderische Ideologie unterstützt und sie tragen dafür die Verantwortung.

Hübl: Das sehe ich ähnlich. Man weiß, dass unter den Wählern der AfD ein Teil rechtsextrem und völkisch-nationalistisch ist. Deren Gesinnung kann man wahrscheinlich nicht ändern. Aber die AfD wählen auch frustrierte Konservative und zurückgesetzte Protestwähler, die zunächst einmal ihren Unmut über die Eliten äußern, indem sie die Rechtspopulisten wählen. Wenn man nun all diese Menschen als „rechtsradikal“ aburteilt, hat das auch mit moralischer Selbstdarstellung im progressiven Lager zu tun. Wir wollen moralisch meist besonders klare Signale an unsere eigene Gruppe senden, wollen besonders „rein“ sein in unserer Botschaft. Das ist aber nicht immer der beste Weg. Wenn man Wähler zurückgewinnen will, sollte man strategisch denken. Wenn ein Mensch einmal geliebäugelt hat mit den Rechtsextremen, mit religiösem

Extremismus oder Verschwörungstheorien, dann sollte man nicht sagen: Er darf nie wieder in die Gemeinschaft zurückkehren. Im Gegenteil, man sollte versuchen, die Leute zurückzuholen, zum Beispiel mit Aussteigerprogrammen.

Roig: Allerdings wird oft mit zweierlei Maß gemessen bei der Frage, welche Leute diese Gnade, Toleranz oder Empathie bekommen. Gegenüber Rechtsextremen in Deutschland ist es fast immer so, dass auch versucht wird, etwas über die Gründe zu erfahren. In Deutschland gibt es eine relativ große Offenheit gegenüber Rechtsextremismus, auch wenn es jetzt nicht so erscheint in der Öffentlichkeit. Da wird gefragt: Warum sind sie so? Können wir sie mitnehmen? Für andere, die extremistisch sind, zum Beispiel Menschen aus dem Globalen Süden, gibt es diese Bereitschaft nicht. Es gibt im Westen einen Rückgriff auf die Kategorie „böse“, die sehr klar entlang von geografischen, ethnischen, religiösen Linien verteilt ist.

Sie beide weisen darauf hin, dass unsere moralische Bewertung auch mit unserer eigenen Identität zusammenhängt. Was ist das Zusammenspiel von Moral, Selbstbild und Fakten?

Hübl: Psychologen, Soziologen, Politikwissenschaftler, aber auch evolutionäre Anthropologen kommen da zu einem ähnlichen Schluss. Wir Menschen sind Stammeswesen, wir ordnen uns Gruppen zu und das sind oft moralische Gruppen, vor allem, wenn wir diese selber wählen. Wir wollen einen Freundeskreis haben, der ungefähr unsere Moralvorstellungen vertritt. Wir wollen von anderen anerkannt werden für unsere Werte und Normen, und deshalb tragen wir sie auch nach außen. Jeder Mensch hat eine moralische Identität. Man muss allerdings sagen, dass die moralische Identität für eine kleine Gruppe in der Außendarstellung besonders wichtig ist – das ist die kreative Klasse, also Leute, die in den Universitäten, in den Medien, im Kulturbereich, in innovativen Unternehmen arbeiten. Die meisten Menschen sind politisch eher uninteressiert, verfolgen auch nicht die Tagespolitik, aber für diese gebildete akademische Schicht ist die politische Identität Teil der moralischen Identität. Dementsprechend wollen sie ganz klare politische Signale senden. Das führt dazu, dass oft das Signal wichtiger ist als das eigentliche Problem, das man lösen möchte.

Emilia Roig ist Gründerin des Center for Intersectional Justice in Berlin und Autorin. Sie promovierte zu Intersektionalität und Recht und engagiert sich gegen systemische Unterdrückung und Ungleichheit. Von ihr erschienen: „Why we matter. Das Ende der Unterdrückung“ (Aufbau, 2021) und „Das Ende der Ehe. Für eine Revolution der Liebe“ (Ullstein, 2023)



„Es gibt im Westen einen Rückgriff auf die Kategorie ‚böse‘, die sehr klar entlang von geografischen, ethnischen, religiösen Linien verteilt ist“

Roig: Bemerkenswert finde ich, dass gerade jetzt, seitdem sogenannte identitätspolitische Gruppen sichtbarer sind, diese Abgrenzungstendenzen aufgegriffen und kritisiert werden. Dabei muss man sagen: Gruppenidentitäten sind im Laufe der Aufklärung prägender geworden und haben eine sehr wichtige Rolle in der Entwicklung der Nationalstaaten gespielt. Nationalstaaten beruhen auf einem externen Bösen. Was zeigt uns das? Identität ist ein politisches Konstrukt und damit an Hierarchien gekoppelt. Schwarze Menschen wurden jahrhundertlang als unterlegen und böse dargestellt, weil es eine rassistische Ideologie gibt, die das vermittelte. Weiße

hingegen wurden seit mehreren Jahrhunderten anhand der Ideologie der weißen Vorherrschaft als die Guten, die Überlegenen, die Intelligenteren betrachtet.

Lassen Sie uns auf die viel diskutierte, umstrittene Identitätspolitik zu sprechen kommen, auf die Sie beide hier anspielen. Frau Roig, lassen sich Identitäten stärken, ohne gleichzeitig verhärtete Grenzen zu schaffen und das Gegenüber abzuwerten, es gar als toxisch oder böse zu bezeichnen?

Roig: Identitätspolitik wird sehr oft falsch verstanden, nämlich als eine hierarchische Umkehrung und ideologische Verhärtung. Im Feminismus zum Beispiel geht es aber nicht darum, dass Frauen für sich behaupten, in der Hierarchie über den Männern zu stehen. Sondern es geht darum, Identitäten als soziale, politische, historische Konstrukte zu erkennen und sie auch so zu behandeln. Das heißt: Wir sollten Identitäten gerade nicht als unsere Essenz beschreiben und uns bedingungslos damit identifizieren. Letztlich ist das Ziel, Hierarchien aufzulösen und die Identitäten, die damit verbunden sind, auch. Was eine Identitätspolitik kritisiert, ist etwas anderes – nämlich wenn suggeriert wird, dass es gar nicht relevant ist, zu welcher Gruppe wir gehören. Nach dem Motto: „Mann oder Frau, Schwarz oder Weiß, das zählt überhaupt nicht, weil wir sind ja alle Menschen.“

Hübl: Ich glaube, dass mit dem edlen Wort „Identitätspolitik“ meistens nur Gruppenzugehörigkeitspolitik gemeint ist. Es geht um Gruppen und deren Interessen. Im aktuellen öffentlichen Diskurs sind, wenn man über Identität spricht, fast nur Race und Gender, also Hautfarbe und Geschlecht gemeint. Es wird sehr selten über andere Zugehörigkeiten geredet. Soziale Klasse zum Beispiel wird fast nie in der Öffentlichkeit thematisiert, obwohl sie die Lebensentfaltung am stärksten beeinflusst. Ich glaube auch nicht, dass es richtig ist, die Gesellschaft als ein Nullsummenspiel darzustellen, wo es Unterdrückter und Unterdrückte gibt, also die einen nur auf Kosten der anderen Privilegien genießen. Zumindest in der westlichen Welt hat das mit der Realität nichts mehr zu tun. Frauen beispielsweise sind in der westlichen Welt nicht unterdrückt. Im Gegenteil, sie leben länger, gesünder, und haben einen besseren Zugang zu Bildung als Männer und sie sind genauso zufrieden und fühlen sich sogar noch etwas freier als Männer in ihren Beziehungen. >

Roig: Jeden dritten Tag werden Frauen getötet von ihren Männern.

Hübl: 80 Prozent der Opfer von Gewalt weltweit sind Männer. Männer sterben durch Gewalt viel häufiger.

Roig: Durch Männer, nicht durch Frauen.

Hübl: Genau, aber die Opfer sind trotzdem Männer.

Roig: Ja, aber durch von Männern verübte Gewalt. Das ist patriarchale Gewalt.

Hübl: Aber trotzdem sterben mehr Männer. Und die größten empirischen Studien zeigen kein Patriarchat: Männer mit dem gleichen Lebenslauf werden deutlich seltener in Deutschland zu Jobs eingeladen als Frauen. Und eine der größten repräsentativen Studien hierzulande ergab, dass „nur“ etwa 5 Prozent der Frauen sagen, dass sie in den letzten zwei Jahren diskriminiert worden sind. Also auch nur ein kleiner Teil fühlt sich subjektiv benachteiligt. Die These von der großen Unterdrückung ist so nicht haltbar. In anderen Teilen der Welt ist das anders.

Roig: Ein Grund zum Feiern. Das ist das Ende des Patriarchats in Deutschland!

Herr Hübl, Sie sagen also, dass hier falsche Fronten aufgemacht werden. Wäre es sinnvoller, Gruppenzugehörigkeiten, Identitäten in öffentlichen Debatten auszuklammern?

Hübl: Es gibt, glaube ich, folgendes Phänomen. Wenn eine Person eine moralische Aussage trifft, zum Beispiel: „Ich bin für die Einwanderung“, dann sagt sie nicht nur etwas über Einwanderung, sondern sie sagt auch etwas über sich selbst. Man kann gar nicht verhindern, dass man sich moralisch selbst darstellt. Wer sich empört oder etwas lobt, teilt anderen seine Werte mit. Jedes moralische Urteil ist auch ein Urteil über die Person selbst und wir wollen im Freundes- und Familienkreis anerkannt werden für unseren moralischen Charakter. Die digitalen Medien verstärken diese Tendenz noch, weil wir dort auch von Menschen umgeben sind, die uns nicht kennen. Um zu verhindern, dass uns Leute fehlinterpretieren und uns in die falsche Schublade stecken, senden wir besonders deutliche Signale der Zugehörigkeit. Und wir sind außerdem immer verlockt, es mit der Selbstdarstellung zu übertreiben. Das



Philipp Hübl ist Philosoph und Autor u. a. von „Bullshit-Resistenz“ (Nicolai Verlag, 2018) und „Die aufgeregte Gesellschaft“ (C. Bertelsmann, 2019). Er befasst sich aus philosophischer und psychologischer Sicht mit Sprache, Denken und Moral. Im April erscheint sein neues Buch „Moralspektakel“ im Siedler Verlag

„In der öffentlichen Diskussion geht es um moralische Selbstdarstellung. Ein Extrembeispiel sind Hashtag-Aktivist:innen, die nur noch tweeten, aber eigentlich nichts verändern wollen“

führt dazu, dass man sich nicht mehr die Frage stellt: „Wie machen wir die Gesellschaft wirklich gerechter?“, sondern dass es hauptsächlich darum geht, die richtigen Signale für die eigene Gruppe zu senden.

Sie verwenden für diese von der Selbstdarstellung geleitete Debatte in Ihrem neuen Buch den Begriff „Moralspektakel“.

Hübl: Genau, Moralspektakel meint: In der öffentlichen Diskussion geht es um die moralische Selbstdarstellung und weniger um die Lösung eines

Problems. Ein Extrembeispiel sind Hashtag-Aktivist:innen, die nur noch tweeten, aber eigentlich gar nichts verändern wollen.

Roig: Diese Darstellung blendet eine Komponente komplett aus: die Betroffenheit. Wenn ich mir anschau, welche Menschen aktivistisch unterwegs sind, dann sind das oft von Diskriminierung betroffene. Die Motivation ist nicht, dass die Person sich selbst darstellen möchte oder eine gewisse Marke kreieren will. Aus der Arbeit kann sich eine gewisse Sichtbarkeit ergeben, aber sie entsteht im Nachhinein und zu behaupten, dass sie der Hauptgrund hinter dem Engagement ist, finde ich ignorant und verachtend.

Wenn man jetzt böse wäre, könnte man hier auch an Sie denken, Frau Roig: Sie machen Geld damit, dass Sie Bücher schreiben über Diskriminierung.

Roig: Ja, genau, damit habe ich auch überhaupt kein Problem. Ich finde nicht, dass Menschen, die sich für soziale Gerechtigkeit einsetzen, das unbedingt umsonst machen sollten. Wir sollten mit der Idee brechen, dass aktivistisch unterwegs zu sein, bedeutet, arm zu bleiben. Und natürlich gibt es auch in der Identitätspolitik Tendenzen, die problematisch sind und die ich in meinen beiden Büchern auch anspreche. Die Hinterlassenschaften von vergangenen Ausschlüssen in politischen Diskursen führen dazu, dass es Befindlichkeiten gibt, und die prägen unweigerlich die Debatte. Wir hatten das Beispiel Patriarchat und Frauen: Aufgrund der Geschichte ist die Emotionalität hoch, sowohl unter Frauen als auch unter Männern, die ihre Macht nicht erkennen wollen. Wir sollten diese Affekte ansprechen und angehen, anstatt uns nur auf moralische Fragen zu fokussieren. Es gibt eine gegenseitige Emotionalität, die bestimmte politische Gespräche auch schwierig macht. Die wird sehr oft ausgeblendet oder es wird auf die Befindlichkeit der marginalisierten Seite fokussiert.

Was glauben Sie, wie werden wir in 20 Jahren auf die Debatten und die Frontlinien unserer Zeit zurückblicken? Wo werden wir herauskommen?

Roig: Die derzeitige Verhärtung sollte nicht unbedingt als Problem gesehen werden. Gesellschaft muss auch eine gewisse Spannung aushalten, um soziale Fortschritte zu erreichen. Fortschritte

sind als Ergebnisse von Konflikten und Spannungen entstanden. Wenn Veränderungen nur auf Konsens basierten, würden wir wichtige Fortschritte im Keim ersticken. Konflikte können auch konstruktiv sein. Die Art und Weise, wie hier in Deutschland die öffentliche Debatte geführt wird, ist meist nicht konstruktiv. Das ist das Problem, aber nicht, dass es Konflikte gibt.

Hübl: Nachweislich gab es bereits in den letzten 70 Jahren einen starken Wandel hin zu mehr Offenheit und Toleranz auf der ganzen Welt. Natürlich kann man nie wissen, ob es so weitergeht, es gibt immer die Möglichkeit eines autoritären Rückfalls. Ich glaube aber auch, dass man auf unsere Zeit zurückschauen wird als eine Zeit, wo es vor allen Dingen in den gebildeten Gruppen darum ging, sich mit Moral selber darzustellen, Karriere zu machen und manchmal sogar die Konkurrenz auszuschalten. Wir werden feststellen, dass wir dabei das Element der Klasse unterschätzt haben, dass wir buchstäblich oberflächliche Merkmale als Indikatoren für Benachteiligung gesehen haben und andere schwerwiegende Faktoren, nämlich die soziale Herkunft, negiert haben. Es ist kein Zufall, dass wir Race und Gender unter Identitätsthemen verhandeln, denn sie eignen sich für den Statuskampf unter Akademikern. Hautfarbe und Geschlechtszugehörigkeit sind fast immer deutlich sichtbar. Andere Formen der Benachteiligung wie soziale Klasse, Behinderung und psychische Probleme sind es weniger.

Roig: Die soziale Klasse ist keine homogene Gruppe. 80 Prozent des globalen Proletariats sind Frauen und eine ähnliche Prozentzahl gilt für nichtweiße Menschen. Deshalb sind die Hautfarbe und das Geschlecht konstitutiv für die soziale Klasse und die Bildungschancen. Wenn wir zum Beispiel in Deutschland schauen, proportional gesehen, sind Frauen und nichtweiße Menschen überrepräsentiert in der marginalisierten sozialen Klasse. Deshalb ist es irreführend zu behaupten, dass wir die soziale Klasse vergessen haben.

Hübl: Ich habe gesagt: unterschätzt. Und nicht: „vergessen“. /

Klassiker

Große Ideen
verstehen

68

Paul Feyerabend und die Wissenschafts- kritik

Mit einem Essay von Christoph Kann

74

Was ist Konservatismus?

Ein Überblick

76

Zum Mitnehmen

Martin Buber und das Ich / Der jüdische
Philosoph und Universalgelehrte
Moses Maimonides / Karl Marx über
Reinigungsarbeit



Foto: Grazia Borrini-Feyerabend/Paul K. Feyerabend Foundation



Paul Feyerabend bei einem Spaziergang in der
Parkanlage Villa Ada in Rom (Anfang der 1990er-Jahre)

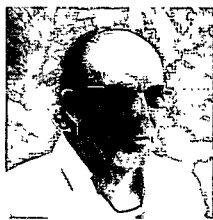
Paul Feyerabend und die Wissenschaftskritik

Für Paul Feyerabend ähnelt Wissenschaftsentwicklung, so seine provokant-ironische Zuspitzung, den wechselvollen Trends der Kunst. Gerade heute hat uns seine Philosophie des „anything goes“ Wesentliches zu sagen. Sie weist uns einen Weg zwischen Expertokratie und Faktenleugnung

Von Christoph Kann

Wie leistungsfähig ist unsere Vernunft? Inwieweit verdankt sich Wissenschaft einer methodischen Ordnung? Folgt die Ablösung einer wissenschaftlichen Theorie durch eine andere Theorie rationalen Prinzipien? Der Philosoph und Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend, geboren vor 100 Jahren in Wien, dämpft unser Vernunftvertrauen. Das Woher und Wohin von Wissenschaft, die Abfolge von Theorien und Überzeugungen, ist für ihn alles andere als ein Resultat ungebrochener methodischer Disziplin. Ein Blick in die Wissenschaftsgeschichte bringt irrationale Effekte ans Tageslicht. Es zeigen sich Diskontinuitäten, Sprünge, sogar Revolutionen. Man denke etwa an den aristotelischen Begriff der Kraft als Qualität und seine Ablösung durch die Mechanik der Kräfte in der neuzeitlichen Physik. Die Entdeckungen Albert Einsteins gehen für Feyerabend einher mit Fiktionen und einem „irrationalen Positivismus“.

Der junge Paul Feyerabend fühlte sich zunächst zu Theater- und Musikwissenschaften hingezogen, studierte dann aber ab 1947 mit wechselnden Schwerpunkten Geschichte, Mathematik, Physik und Astronomie in Wien. 1951 promovierte er in Philosophie und begann als Dozent am dortigen Institut für Wissenschaft und Kunst. Er beteiligte sich an einer dem frühen Wiener Kreis nachempfundenen Diskussionsrunde um den Philosophen Victor Kraft, in der es hauptsächlich um Grundlagenprobleme der Naturwissenschaften ging. Anschließend setzte Feyerabend seine Studien in England bei Karl R. Popper



Christoph Kann
ist Professor für Philosophie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, wo er insbesondere zu Fragen der analytischen Sprachphilosophie, Logik sowie zur Philosophie der Antike und des Mittelalters forscht. Zuletzt erschien von ihm „Die Sprache der Philosophie“ im Verlag Karl Alber (2020)

fort. Nach einer Dozentur für Wissenschaftstheorie in Bristol war er ab 1958 für drei Jahrzehnte als Professor an der Universität von Kalifornien in Berkeley tätig. Hauptwerke sind „Wider den Methodenzwang“ (1975), „Erkenntnis für freie Menschen“ (1978), „Wissenschaft als Kunst“ (1984) und „Irrwege der Vernunft“ (1987).

Prägend für Feyerabend sind Einsichten des Wissenschaftstheoretikers Thomas S. Kuhn: Beobachtung und Experiment allein können eine Theorie weder beweisen noch widerlegen. Dass Theorien ihre Gesetzaussagen durch immer neue Bestätigungen letztlich verifizieren würden, hatte eine Zeit lang der Wiener Kreis propagiert. Dagegen steht die Tatsache, dass solche Verifikation immer nur Momentaufnahme und niemals abgeschlossen ist. Für den kritischen Rationalisten Popper ist anstelle der Verifikation die Falsifikation von Gesetzaussagen im Sinne aktiver Suche nach Gegenbeispielen entscheidend. Doch Kuhns wissenschaftsgeschichtliche Fallstudien sprechen eine andere Sprache. Konstitutiv für Wissenschaft seien Schulen, die sich jeweils an Positionen und Erklärungsmodellen orientieren, um diese durchzusetzen und zu bewahren. So wurden Frühphasen der Elektrizitätsforschung ebenso wie die Entdeckungsgeschichten des Sauerstoffs und der Röntgenstrahlen gebremst durch Widerstände gegenüber Neuerungen, die an etablierten Theorien oder Paradigmen abprallten. Ausgehend von Kuhns Fallstudien entlarvt Feyerabend die gängige Auffassung vom kontinu- >

Steckbrief

Paul Feyerabend

Leben

1924

Geburt am
13. Januar in Wien,
Österreich

1942

Einzug zum
Arbeitsdienst,
später zur
Wehrmacht

1943

Bauchschuss bei
einem Militärein-
satz in Jugoslawien

1958

Berufung an
die Universität
Berkeley

1975

Hauptwerk:
„Wider den
Methodenzwang“

1994

Tod am 11. Februar
in Genolier, Schweiz

Hauptberuf

Philosoph und Dozent. Als Professor für Wissen-
schaftsphilosophie übernahm der charismatische
Redner Lehraufträge an zahlreichen Universitäten:
neben der University of Bristol (1955–1958) und
der University of California, Berkeley (1958–1989)
etwa auch am University College London, der Freien
Universität Berlin und der Yale University. Zeit-
genossen erinnern sich an den Showcharakter, den
seine Vorlesungen hatten: Seine Ausstrahlung
und seine Präsenz blieben genauso in Erinnerung
wie seine kontroversen Thesen.

Nebentätigkeit

Sänger. Eigentlich wollte der Opernliebhaber mit
der ausgezeichneten Tenorstimme Sänger werden,
weshalb er zunächst Theaterwissenschaften stu-
dierte und eine Gesangsausbildung absolvierte. Eine
Karriere als Opernsänger scheiterte jedoch unter
anderem an seiner Kriegsverletzung, die ihn lebens-
lang an einer Krücke gehen ließ. Auch wenn
Feyerabend schließlich eine wissenschaftliche Lauf-
bahn einschlug, blieb er dem Gesang zeitlebens treu.

„Der einzige allgemeine
Grundsatz, der den
Fortschritt nicht behindert,
lautet: Anything
Goes“

– Wider den
Methodenzwang

„Gegen die Vernunft habe
ich nichts, ebenso wenig,
wie gegen Schweinebraten.
Aber ich möchte nicht
ein Leben leben, in dem es
tagaus tagein nichts anderes
gibt als Schweinebraten“

– Brief ans Hans Albert

Freunde

Imre Lakatos (1922–1974). Mit dem ungarischen
Physiker, der eine streng mathematische Erkenntnis-
lehre vertrat, wollte Feyerabend in „For and Against
Method“ in ein produktives Streitgespräch treten.
Nachdem Lakatos unerwartet starb, lehnte Feyer-
abend sein Hauptwerk an die gemeinsame Idee an.

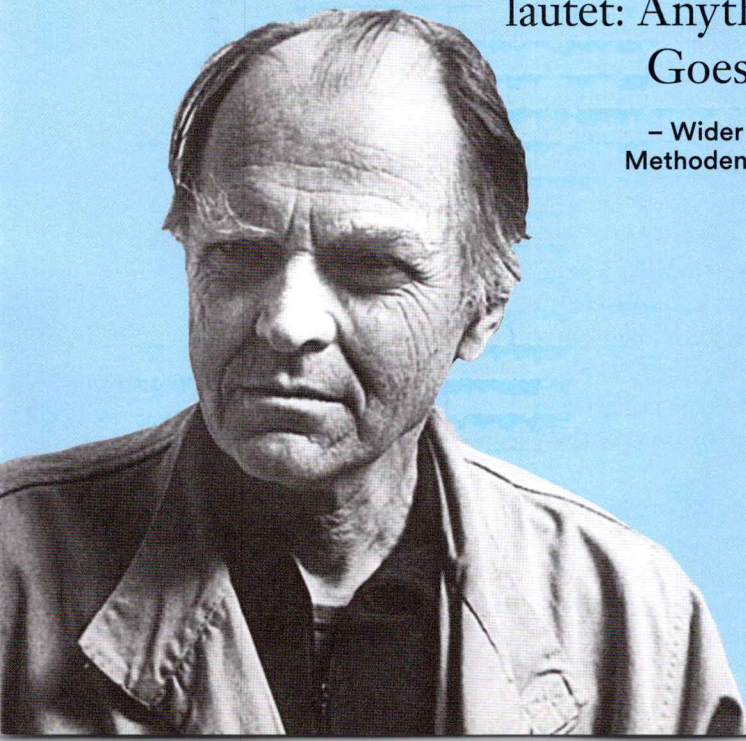
Grazia Borrini (*1952). 1983 lernte Feyerabend seine
große Liebe und vierte Ehefrau kennen. Mit der
italienischen Physikerin führte er nach eigener Aus-
sage erstmals eine Beziehung auf Augenhöhe.

Hans Peter Duerr (*1943) war einer der vielen Gefähr-
ten, mit denen Feyerabend einen engen Briefwech-
sel unterhielt, der posthum veröffentlicht wurde.
Es geht darin um Philosophie und Politik, aber auch
um humorvolles Allerlei.

Feinde

Sein größter Widersacher war der Philosoph **Karl
Popper (1902–1994)**, dessen kritischer Rationalismus
ihn zunächst begeisterte. Später bestritt Feyerabend
jegliche Beeinflussung und erklärte, dass die
Theorie der Falsifikation zum akademischen Dogma
geworden sei. Auch ließ er keine Gelegenheit aus,
sich mit ihm anzulegen: Sogar als „Ayatollah Popper“
bezeichnete er ihn auf offener Bühne.

Von Lisa Friedrich





Paul Feyerabend im Gespräch mit Studierenden auf dem Campus der University of California, Berkeley (1970er-Jahre)

Der Wissenschaftler kann aus Feyerabends Sicht keinen Vorrang vor einem Akteur beanspruchen, der Krankheiten durch Handauflegen heilen oder das Wetter durch Regentänze beeinflussen will

ierlichen Wissenschaftsfortschritt als beschönigend und verfehlt. Nicht einmal Galileis Fernrohr-Astronomie stehe für geradlinige Rationalisierung. Als Protagonist einer historischen Wende in der Wissenschaftstheorie beruft sich Feyerabend auf die Geschichte, die von Irrtümern, Willkür, Opportunismen und Aversionen geprägt sei. Wahrer wissenschaftlicher Fortschritt konnte sich demnach nur dort einstellen, wo etablierte Theorien, soziopolitische Erwartungen, Machtstrukturen und so weiter außer Acht gelassen wurden. Für Feyerabend wird im Verhältnis von Wellen- und Korpuskulartheorie des Lichts, von Parmenides' Lehre vom einheitlichen, unveränderlichen Sein und Einsteins Relativitätstheorie sowie von aristotelischer und galileischer Physik deutlich, dass methodische Regelungen wissenschaftliches Denken letztlich zum Stillstand bringen müssten.

Vom Logos zum Mythos

Mit Feyerabend erreicht die Abfolge von Zweifeln an der Rationalität von Wissenschaft eine neue Qualität. Konsequenzen aus der Entwicklung vom Wiener

Kreis über Popper bis Kuhn bilanziert er besonders in „Wider den Methodenzwang“. Hier verwirft er selbst das von Kuhn betonte stabilisierende Gruppen- oder Schulprinzip, wonach sich eine *scientific community* an gemeinsame Paradigmen als letzte Schwundstufe stabilisierender Ordnung hält. Feyerabends Ansatz, der die Annahme rationaler Prinzipien der Theorienabfolge ad absurdum führt, mündet in Relativismus oder gar Anarchismus. „Anything goes“ lautet das berühmte Leitmotiv, mit dem er ironisierend die methodenzentrierten Wissenschaftsphilosophien in seinem Umfeld zurückweist. Anstelle von logischen oder rationalen Kriterien der Geltung von Theorien rückt er die Bedeutung historischer und soziologischer, psychologischer und rhetorischer Effekte in den Vordergrund. Eine universelle, ahistorische Methode kann es für Feyerabend als Galionsfigur eines Pragmatismus in der Wissenschaftstheorie nicht geben.

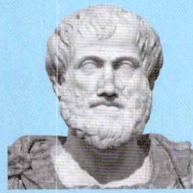
Feyerabend plädiert für eine freie Wissenschaft, die durch Methodenpluralismus charakterisiert ist. Gesteigert zum „anything goes“, lässt der Pluralismus keine Option offen, wissenschaftliche Aussagen gegen-

über anderen Aussagen auszuzeichnen und zu begründen. Die Moderne zeigt sich in frappierender Umkehr der traditionellen Dichotomie von Mythos und Logos dem vorrationalen Denken angenähert. So wird es unmöglich, Wissenschaft eindeutig von anderen menschlichen Tätigkeitsfeldern abzugrenzen. Der Wissenschaftler kann aus Feyerabends Sicht keinen Vorrang vor einem Akteur beanspruchen, der Krankheiten durch Handauflegen heilen oder das Wetter durch Regentänze beeinflussen will. Inkongruenzen von Tatsachen und Theorie sind nicht unbedingt der Theorie anzulasten, sondern gründen mitunter in den Tatsachen. Was nämlich, so Feyerabend, als Tatsache gilt, hängt von einer jeweils maßgeblichen Theorie ab. Mit psychologischer und rhetorischer Raffinesse lassen sich Tatsachen so beschreiben, dass sie eine favorisierte Theorie begünstigen. Der Unterschied von Theorien und Mythen verschwimmt.

In „Erkenntnis für freie Menschen“ verbindet Feyerabend die Begründung des Relativismus mit der Idee einer von Dogmen unabhängigen Gesellschaft. Alle Kulturformen – nicht nur die rationalistisch-wissenschaftliche – haben ihre Relevanz. Ob etwa Astrologie, Okkultismus oder die Relativitätstheorie als adäquate Formen der Welterfassung und Lebensorientierung gelten können, entscheiden in einer freien Gesellschaft nicht nur die Gelehrten, sondern alle Bürger. Eine klare Trennung von Wissenschaft und Nichtwissenschaft wird dann obsolet. Die Dominanz unserer Wissenskultur sei aufzubrechen zugunsten methodologischer Spielräume. Wissenschaften sollen nicht mehr Autorität haben, als freie Bürger ihnen zugestehen, was in Feyerabends viel zitierter Formel „Bürgerinitiativen statt Erkenntnistheorie“ Ausdruck findet. Verfügen aber Bürgerinitiativen über Maßstäbe, nach denen eine Tradition beurteilt und eine *scientific community* kontrolliert werden kann? Genese und Funktionswert solcher Maßstäbe verdanken sich selbst einer Tradition und konstituieren sich erst im Urteil, anstatt als vorgängig vorhandene ein Urteil zu regulieren. Feyerabend will den Wettbewerb von Traditionen und Maßstäben vor den Augen mündiger Bürger neu inszeniert sehen. Im verfehlten Konformismus von Staat und Wissenschaft spiegle sich der einstige Gleichschritt von Staat und Kirche wider. Die Wissenschaft scheint Feyerabend in die Rolle eines Klerus hineingewachsen, welche in ideologischer Unterwanderung die freie Entfaltung menschlicher Fähigkeiten und Bedürfnisse verhindert. Das „anything goes“ wird hier zu einem durchgängigen Leitmotiv gesellschaftlicher Praxis.

Dem Kunsthistoriker Alois Riegl verdankt Feyerabend die Einsicht, dass sich die Geschichte der Kunst dem Begriff von Fortschritt entzieht. In der >

Sechs Konzepte von Wissenschaftskritik



Aristoteles

384–322 v. Chr.

Obwohl der Begriff erst im 20. Jahrhundert verwendet wird, kann die Kritik an Platons Ideenlehre als Wissenschaftskritik *avant la lettre* verstanden werden. Platons Ideen seien „leere Phrasen und nichts als poetische Metaphern“.



Immanuel Kant

1724–1804

Kant verfasste mit der „Kritik der reinen Vernunft“ die erste systematische Wissenschaftskritik: Unsere Erkenntnis richtet sich nicht nach den Gegenständen, wir erkennen diese nur gemäß unseren Kategorien und Formen des Denkens.



Friedrich Nietzsche

1844–1900

Für den radikalen Wissenschaftskritiker ist jede Wahrheit ideologisch, jedes Wissen ungewiss. Der Mensch halte sich für die Krone der Erkenntnisfähigkeit, dabei ist sein Intellekt „kläglich, (...) zwecklos und beliebig“.



Karl Popper

1902–1994

Popper ist der Begründer des Kritischen Rationalismus, der auf menschliche Fehlbarkeit hinweist. Das Falsifikationsprinzip besagt daher, dass jede Theorie empirisch überprüfbar und vor allem widerlegbar sein muss.



Max Horkheimer

1895–1973

Die Kritische Theorie mahnt, dass Vernunft und Wissenschaft zum Mittel der Herrschaft missbraucht werden. Die „instrumentelle Vernunft“ agiere nicht mehr im Namen der Ethik, sondern der Nutzenmaximierung.



Donna Haraway

*1944

Laut der feministischen Theoretikerin ist alles Wissen kontextabhängig. Jenseits von Macht- und Herrschaftsverhältnissen sowie der sozialen und historischen Situiertheit der Wissenssubjekte gibt es demnach kein Wissen.

Kunstgeschichte registrieren wir eine Abfolge von Stilformen, die je eigenen Gesetzen gehorchen. Nicht zuletzt hierin erkennt Feyerabend das Modell für ein neues Verständnis der Wissenschaften. Deren Entwicklung ähnelt, so seine ironisch-provokante Zuspitzung, den wechselvollen Trends der Kunst, in welcher freie Menschen weder Regeln noch Inhalten verpflichtet seien. So findet Feyerabend zu der Selbstdiagnose eines Dadaisten als eines Kunschtätigen, der frei ist nicht nur in der Wahl zwischen Programmen, sondern auch des konsequenten Programmverzichts. Er zitiert den Künstler Hans Richter, nach dem man, um wirklicher Dadaist zu sein, auch Antidadaist sein müsse. Feyerabends Übertragung dieses Motivs auf den Wissenschaftstheoretiker ist gewagt, aber auch anschaulich und suggestiv.

Überfällige Kritik

Für Feyerabend ist der Mensch unschwer „im Namen der Vernunft an der Nase herumzuführen“. Spricht hier ein wissenschaftstheoretischer Nestbeschmutzer, der sich als bestens ausgewiesener, aber irgendwie aus der Art geschlagener Fachvertreter ironische Distanz leisten kann? Oder steht Feyerabends Denken für die lange überfällige Kritik eines szientistischen

Vernunftkonzepts, das sich selbst zur Last geworden ist? Hinter den Peripherien eines spaß- oder ernsthaften Abgangs auf die Vernunft verbirgt sich letzt-

Neben Wissenschaft nennt Feyerabend auch Mythen, Märchen und Tragödien als Wissensquellen

lich der zukunftsweisende Anspruch einer auf Dogmen verzichtenden, pragmatisch reflektierten Sicht. Was hat uns Feyerabends wissenschaftskritische Pionierleistung heute noch zu sagen? Wissenschaft sowie Wissenschaftstheorie sind geprägt von Professionalismus und Spezialistentum. Expertenrunden beraten die Politik und geben ihr mitunter das Handeln vor. Dem Expertentum steht der Wahrheitsanarchismus von Verschwörungstheoretikern diametral gegenüber. Versetzen Expertenklänge stillschweigend den Berg von Feyerabends Wissenschaftskritik, oder sind gefährliche Verschwörungstheoretiker womöglich Erben seines „anything goes“?

Späte Liebe

„Das einzige, wogegen er sich eindeutig und bedingungslos wendet, sind allgemeine Grundsätze, allgemeine Gesetze, allgemeine Ideen wie ‚die Wahrheit‘, ‚die Vernunft‘, ‚die Gerechtigkeit‘, ‚die Liebe‘ und das von ihnen hervorgerufene Verhalten“, schreibt Paul Feyerabend über sich selbst in „Wider den Methodenzwang“. Er unterstreicht damit, wogegen er im Namen des wissenschaftlichen Anarchismus zeitlebens kämpft: leere Worthülsen, durch die Wissenschaftler ihren Theorien Wichtigkeit zu verleihen suchen.

Dass gerade die Liebe für Feyerabend zu einer dieser

Worthülsen gehört, ist unschwer nachzuvollziehen: Sein Liebesleben besteht aus etlichen Affären und großen Gefühlen, die genauso heftig und schnell verebben, wie sie kamen, und drei gescheiterten Ehen. Erst in seinem 60. Lebensjahr ändert sich dies. In seiner eigenen Vorlesungsreihe lernt er die Studentin Grazia Borrini kennen und verliebt sich Hals über Kopf in sie. Doch diesmal bleibt die üblicherweise folgende Enttäuschung aus. Zum ersten Mal führt Feyerabend eine Beziehung, die er als ebenbürtig empfindet, und ist voller Anerkennung für seine Partnerin: „Ich empfinde

größte Bewunderung für sie, für ihre Intelligenz, ihre Beharrlichkeit, ihre Stärke in der Not, ihre Güte – die sie nicht davon abhält, gelegentlich ganz schön heftig zu werden“, schreibt er in seiner Autobiografie „Zeitverschwendung“.

1989, fünf Jahre vor seinem Tod, heiraten die beiden. Erst durch Borrini habe er gelernt, was es wirklich bedeute, eine tiefe Verbindung zu einem anderen Menschen zu haben, erinnert sich Feyerabend. Und mehr noch: Die letzten Worte seiner Autobiografie, die er auf seinem Sterbebett verfasst, widmet er nicht der Verteidigung seiner wissenschaftlichen

Überzeugungen, sondern der Liebe: „Vielleicht sind dies meine letzten Tage. (...) Ich möchte, daß nach meinem Ableben nicht Aufsätze und nicht letzte philosophische Erklärungen von mir zurückbleiben, sondern Liebe. (...) Das ist es, was ich mir wünsche: nicht daß mein Geist weiterlebt, sondern allein die Liebe.“

/ Lisa Friedrich



Oben:
Paul Feyerabend
in seiner Wohnung
in Berkeley. An
der Wand hängt
ein Plakat des
Films „King Kong
und die weiße Frau“
(1970er-Jahre)



Tatsächlich rückt ihn die provokante Formel in den Dunstkreis aktueller Phänomene wie Fake News und Desinformation. Latente Wahrheitsvergessenheit scheint ihn als Querdenker auszuweisen. Sind das Gegenprovokationen von kritischen Rationalisten, oder steckt mehr dahinter? Muss Feyerabend als Initiator einer bedrohlichen Erosion von Rationalitäts- und Wahrheitsstandards gelten, vor dem wir uns zu hüten haben? Das Gegenteil ist der Fall. Feyerabend entzieht sich dem Denken entlang erstarrter Frontlinien. Querdenker und Common-Sense-Verfechter, Fake-News-Verbreiter und Wahrheitsapologeten, Trumpisten und ihre Kontrahenten stehen sich antagonistisch gegenüber. Speziell politische Konstellationen werden gerne polarisierend und dramatisierend als „Spaltung der Gesellschaft“ apostrophiert. Solchen Kontrastmustern ist auch das von Wissenschaftsapologeten und Wissenschafts-skeptikern zuzurechnen, dem sich Feyerabends Denken offenkundig entzieht. Sein Ansatz ist nicht der von Skalenextremen, sondern der eines dritten Weges, welcher umso wertvoller ist, als es ihn nicht nur

im Singular gibt. Wenn Feyerabend neben Wissenschaft auch „Mythen, Märchen, Tragödien, Epen und viele andere Schöpfungen nichtwissenschaftlicher Traditionen“ als Wissensquellen nennt, weist er dogmatische Einseitigkeit zurück. Indem er Wissensquellen als Hypothesen deklariert und pragmatische Elemente von Wissenstraditionen würdigt, vermeidet er das „alles oder nichts“, in das sich Faktenleugner und Populisten versteigen. Indem er auch nichtwissenschaftliche Wissensformen auf ihren empirischen Gehalt hin befragt, bleibt Feyerabend rationalen Methoden verbunden. Dass er ab und zu übertreibt, mitunter das Kind mit dem Bade ausschüttet, ist eher seinem Hang zum Entertainment zuzuschreiben als der Substanz seiner bleibend wertvollen Auffassungen. Feyerabend lässt uns gerade heute unseren Sinn neu schärfen für feinstufig-kritische Positionierung zwischen konkurrierenden Monopolansprüchen. /

Was ist Konservatismus?

→ Eine moderne Opposition gegen die Moderne, die bei der Wahl ihrer Gegner, Themen und Verbündeten gar nicht so beständig ist, wie man meinen könnte

Von Moritz Rudolph

Frühe Neuzeit

Gegner

Das **absolutistische Königtum** monopolisiert die Gewalt im Staat.

Konservative

Der **Adel** opponiert gegen seine Entmachtung. Er beruft sich auf Aristoteles' Idee der *societas civilis*, die eine Einheit von Staat und Gesellschaft behauptet. Der Frühkonservatismus formiert sich als Kritik der absolutistischen Vernunft. Seine Philosophie ist skeptisch.



François de La Rochefoucauld

1613–1680

Seine Maximen legen menschliche Schwächen offen, an denen auch die Vernunft nichts ändern kann.

Reaktionäre



Adam Müller

1779–1829

Er vertritt eine organische Staatslehre, die der kalten Apparatur Leben einhaucht. Seine Wiederverzauberung der Welt zehrt vom Geist der deutschen Romantik.



Edmund Burke

1729–1797

Burke will die Aufklärung vor ihren rationalistischen Exzessen bewahren.



Charles Maurras

1868–1952

Er fordert eine konservative Revolution, um die Moderne zu beseitigen. Bevor das Archaische verteidigt werden kann, muss es erschaffen werden.



Juan Donoso Cortés

1809–1853

Cortés verlangt eine reaktionäre Neubildung durch Diktatur.

Langes 19. Jahrhundert

1789–1914

Die **Französische Revolution** stürzt den König und ruft die Republik aus.

Der Konservatismus schlägt sich auf die Seite des Königs und wird zum Kritiker der Revolution.

Nach 1945

Sozialismus, Relativismus

21. Jahrhundert

Wokeismus, Establishment, Globalismus

1914–1945

Der Konservatismus bildet Allianzen mit linken, liberalen, grünen und faschistischen Ideen.

Beschleunigte Modernisierung (Liberalismus, Automatisierung, Kommunismus)

Der Mainstream-Konservatismus macht seinen Frieden mit dem Liberalismus.



Peter Sloterdijk

*1947

Sein „Linkskonservatismus“ setzt auf „Hemmung“ und „Regeneration“ statt Emanzipation und Subjektoffensive.

Die Grenze zwischen Konservatismus und Reaktion verschwimmt.



Joachim Ritter

1903–1974

Er begreift Kultur als Kompensation für die Entfremdungszumutungen der Moderne. Konservatismus wird zum Abfederungsprogramm.



Roger Scruton

1944–2020

Seine Philosophie des „Mitseins“ liefert einen Gegenentwurf zur entorteten Globalisierung, die Raubbau an Mensch und Natur betreibt.



Carl Schmitt

1888–1985

Schmitt setzt dem liberalen „Zeitalter der Neutralisierungen und Entpolitisierungen“ ein Freund-Feind-Denken entgegen. Das Recht wirkt nicht aus sich selbst heraus, es braucht einen „Führer“, der es „schützt“.



Leo Strauss

1899–1973

Strauss sucht in den Texten antiker Philosophen einen Weg aus der Moderne. Viele seiner neokonservativen Schüler befürworten jedoch imperiale Projekte im Namen des Liberalismus.



Steve Bannon

*1953

Trumps Vordenker befürwortet einen „ökonomischen Nationalismus“ und öffnet den Konservatismus wieder für reaktionäre Projekte.



Armin Mohler

1920–2003

Bläst zum Kampf gegen den „Gärtnerkonservatismus“ und „weißen Kommunismus“ des Liberalismus. Sein Konservatismus will revolutionär sein.



Alain de Benoist

*1943

Der Vordenker der Neuen Rechten liefert mit seinem „Ethnopluralismus“ die Theorie zur Forderung nach „Remigration“.

Der Faschismus propagiert eine archaische Logik von Hierarchie und Opfer. Er schließt an die konservative Revolution an.

Was verbirgt sich hinter dem Wort „Ich“?

Martin Buber schreibt, es gebe das Ich nie in einer abgeschlossenen Form, sondern immer nur in einer „Ich-Du“- oder „Ich-Es“-Beziehung. Hier eine Interpretationshilfe

Von Timm Lewerenz

Die Relevanz

„There's a gap in between (...) where I end and you begin“: So sang es die Band Radiohead bereits im Jahr 2003. Der musikalische Ausdruck eines Zeitgeists der Zerrüttung in einer Welt zunehmend einzelner Existenzen, einzelner „Ichs“ mit stetig wachsender Entfremdung von ihrer Umgebung. Wenn Netflix das Kino ersetzt, Pizzeria die Kantine und Homeoffice das Büro, dann schleicht sich nicht nur Einsamkeit ins Leben, sondern eine Leere, die das Ich in seinem Kern erschüttert. Denn das Ich – so ist der Wiener Religionsphilosoph Martin Buber überzeugt – kann „an sich“ gar keinen Bestand haben. Ein Ich gibt es nur, wenn es in Kontakt tritt mit einem „Du“ oder „Es“. Denn die Welt ist dialogisch strukturiert, „zwiefältig“, wie es der jüdische Denker ausdrückt – und so auch wir.

Das Zitat

„Es gibt kein Ich an sich, sondern nur das Ich des Grundworts Ich-Du und das Ich des Grundworts Ich-Es. Wenn der Mensch Ich spricht, meint er eins von beiden. Das Ich, das er meint, dieses ist da, wenn er Ich spricht. Auch wenn er Du oder Es spricht, ist das Ich des einen oder das des andern Grundworts da. Ich sein und Ich sprechen sind eins. Ich sprechen und eins der Grundworte sprechen sind eins. Wer ein Grundwort spricht, tritt in das Wort ein und steht darin.“

„Ich und Du“ (1923)

Die Erklärung

Bubers „dialogisches Prinzip“ richtet sich gegen die Dominanz eines vermeintlich autonomen Ichs, das sich in Abgrenzung von seiner Mitwelt zu begreifen versucht. Dieser Versuch scheitert, weil das Ich stets nur in der Ausrichtung auf etwas oder jemand anderes existieren kann. Das Ich bezeichnet eine Verortung in der „Sphäre des Zwischen“, ausgedrückt in den „Grundworten“ Ich-Es und Ich-Du. Nutzt oder beurteilt der Mensch seine Umgebung als Objekt, handelt er als Ich im Sinne des „Ich-Es“. Erfährt er seine Umwelt als eigenständiges Gegenüber, das sich seinem Zugriff entzieht und ihn in seiner Existenz dennoch berührt, so meint „Ich“ ein „Ich-Du“. Das menschliche Leben ist davon abhängig, Dinge und Personen für Zwecke zu gebrauchen. Doch nur in der resonierenden Begegnung des Ich-Du findet wirkliches Leben statt.

ca. 1135–1204

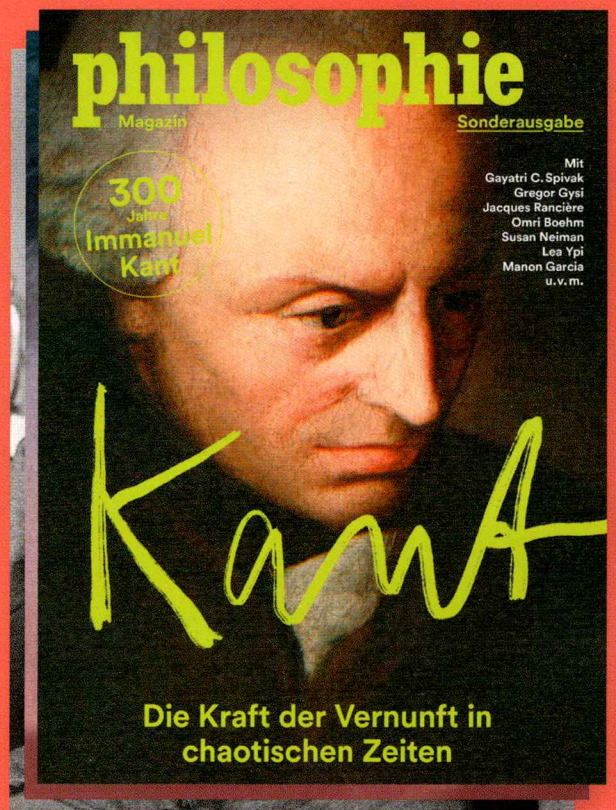
77

Impulse für ein freieres Leben.

Streitbar. Lebensnah. Konkret.

INKLUSIVE:
PhiloMag+

Zugang zu allen digitalen
Inhalten auf philomag.de
und zum Webkiosk



Alle Abos auch als SchülerInnen-/StudentInnenabo
oder Geschenkabo erhältlich.

ABONNEMENTS

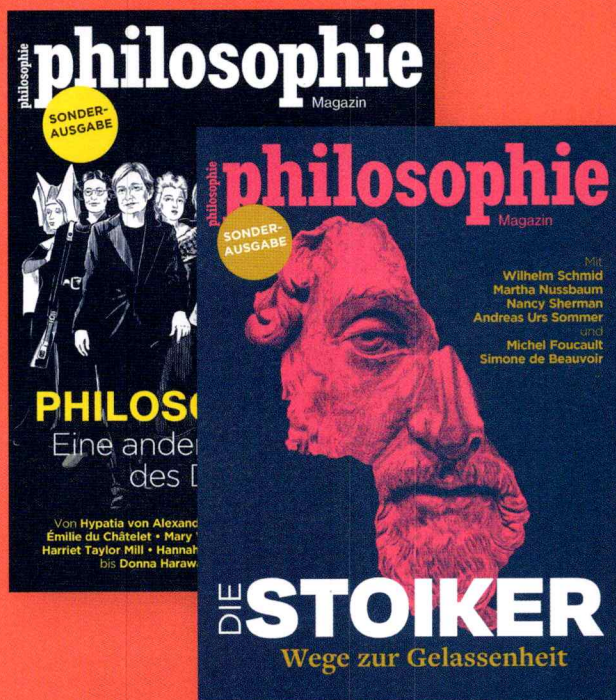
Probeabo

3 Ausgaben und
PhiloMag+ Digitalzugang
zum Kennenlernen

20 Euro

Prämie nach Wahl

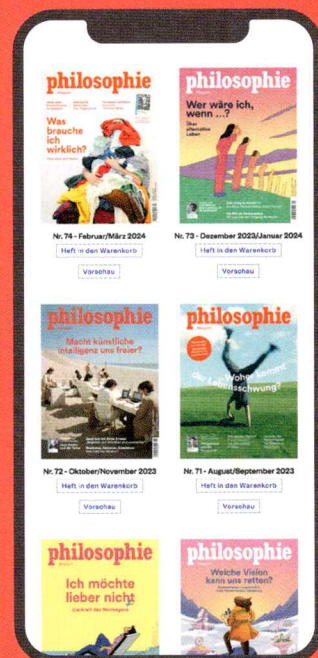
Alle verfügbaren Prämien
finden Sie online
unter philomag.de/abo



Jahresabo Standard

Alle 6 regulären Ausgaben
+ Prämie nach Wahl
+ PhiloMag+ Digitalzugang

50 Euro



Jahresabo Plus

Alle 6 regulären Ausgaben
+ 4 Sonderausgaben
+ Prämie nach Wahl
+ PhiloMag+ Digitalzugang
+ Zugriff auf das komplette digitale
Heftarchiv (Webkiosk oder App)

80 Euro

Preise für das Ausland finden Sie online.

philomag.de/abo

Leserservice: +49 (0)40 / 38 66 66 309

Musik

Raum und Sein

Katharina Kollmann alias Nichtseattle zimmert mit ihrem neuen Album „Haus“ an einem Unterschlupf für das Dasein



„Wohnst du noch oder lebst du schon?“ Der Werbeslogan eines Möbelhauses ist sprichwörtlich geworden, aber die Frage schlicht falsch gestellt: Wohnen und Leben sind keine Gegensätze, sondern innig miteinander verbunden. Möglicherweise handelt es sich sogar um ein und dieselbe Tätigkeit: Schließlich bildet das angelsächsische Verb *būan*, von dem sich unser „bauen“ herleitet, Martin Heidegger zufolge auch die etymologische Wurzel für das Wort „sein“. „Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde sind, ist das Buan, das Wohnen“, so Heidegger. „Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.“

Das neue, dritte Studioalbum der Berliner Songschreiberin Katharina Kollmann alias Nichtseattle wirkt wie eine popmusikalische Ausmauerung dieser These: In zwölf Stücken dekliniert „Haus“ virtuos verschiedenste Wohn- und Seinsformen durch. Der Albumtitel

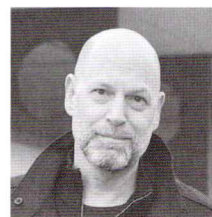
wirkt klar genug, wird aber durch das Coverfoto konterkariert: Die Musikerin sitzt vor einem Zelt – dahinter erstreckt sich der Bauzaun für das als „Scheune“ bezeichnete neue Museum auf dem Berliner Kulturforum –, wiederum dahinter strahlt die goldene Außenhaut der Staatsbibliothek von Hans Scharoun, außerdem ein Bürohochhaus – über allem ein Kran. Nomadentum, Vorratshaltung, Prestigeprojekt, Kulturgebäude, Kommerz: All das türmt sich als Palimpsest im Bildhintergrund übereinander und konkurriert um die Deutungshoheit über den Begriff „Haus“.

Die Lieder loten den dadurch eröffneten Raum des Wohnens und Seins weiter aus. Jedem Songtitel ist in Klammern eine Form der Behaustheit zugeordnet, die sich teils ausgesprochen, teils unterschwellig im jeweiligen Text wiederfindet: „Plattenbauwohnung Q59“, „Proberaum“, „Fahrgastunterstand“, „Schloss“. Nicht immer sind die Bezüge so klar wie im Song „Frau Sein“, dessen Untertitel „(Werkstatt)“ die Weiblichkeit als Konstrukt entlarvt, als einen Zustand, in dem man, nach einem berühmten Wort Simone de Beauvoirs, nicht „geboren“, sondern zu dem man „gemacht“ wird. „Will ich nicht, / ich will das nicht! / Frau sein, Frau sein.“ Viele Texte sind verrätselt, fordern, um im Bild zu bleiben, nach Entschlüsselung. Im Lied „Beluga (Eigentumswohnung)“ beispielsweise wird der Leib zum Partikularobjekt, das ein unbehaustes

Ich nur noch ziellos durch die Gegend kutschieren kann: „Ich sammel meinen Körper ein, / der scheint nicht angebracht zu sein. / Ich tröste meine Einzelteile, / pack die ein und fahr ne Weile / nachts durch meine Zuhausestadt, / die viel zu teure Dächer hat.“ Und in „Unterstand (Schirmpilz)“ schimmert die utopische Hoffnung auf, dass letztendlich doch alle Menschen eine Familie bilden, auch wenn sie derzeit noch auf verschiedene Behausungen verteilt sind. „Ich glaub, wir sind alle verwandt. / Es ist der eine Unterstand / im aussichtslosen Niederschlag.“

Man merkt: Katharina Kollmann hat Mut zur Metapher, zur poetischen Geste; eigentlich handelt es sich weniger um Songs als um Mini-Epen. Gesanglich bewegt sie sich dabei auf liedermacherischem Baugrund, ihre Stimme klingt engagiert, emotional, aber selten persönlich betroffen. Das musikalische Fundament, auf dem das alles steht, ist eine entschlackte, entschleunigte Form des Grunge, Gitarrenpop, der nach der Abbruchbirne drängt, diesen Drang aber immer wieder erfolgreich einhegt. Anders als bei den für das Genre stilbildenden Bands aus Seattle blitzt bei Nichtseattle denn auch immer wieder Zuversicht durch – zumindest auf dem Papier: „Und wenn das ginge, bauten wir / ein Haus aus Papier. / Und es hätte einen Garten, / drin einen runden Tisch mit Spielkarten, / mit denen ich uns die Zukunft lege: / Weite gemeinsame Wege!“ / **Florian Werner**

Nichtseattle: „Haus“ (Staatsakt), 12.04.2024



Florian Werner ist promovierter Literaturwissenschaftler und Autor. Seine Werke wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt und mehrfach ausgezeichnet. Im September 2023 erschien sein neues Buch „Die Zunge. Ein Portrait“ bei Hanser Berlin

Kleine Herrlichkeiten in großer Katastrophe

Der neue Film von Georg Maas zeigt die Liebe zwischen Franz Kafka und Dora Diamant als machtvolleres Aufbäumen der Winzigkeiten



Es ist Sommer an der Ostsee. Dora Diamant ist Mitte zwanzig und stinkgenervt von ihren jüdisch-orthodoxen Eltern, weshalb sie die heißen Monate in einem Ferienhaus am Meer verbringt, um dort Kinder aus der Hauptstadt zu hüten. In diesem Modus freiwilliger Verantwortung, barfußiger Nachmittage am Strand und sich mehrender Sommersprossen sieht sie eines Tages einen elegant in Schwarz gekleideten Mann den Strand entlanggehen. Er wird sich als „Doktor Franz Kafka“ herausstellen, der in der nahe gelegenen „Pension Glückauf“ nach Linderung für sein chronisches Lungenleiden sucht. Die beiden verlieben sich und Dora wird ihm ein Jahr ihres jungen Lebens schenken. Er ihr – selbstverständlich ohne, dass es beide zu diesem Zeitpunkt ahnen können – sein letztes.

Das ist der Ausgangspunkt des Films „Die Herrlichkeit des Lebens“ von Georg Maas, der auf der gleichnamigen Romanvorlage von Michael Kumpfmüller basiert. Franz (Sabin Tambrea) ist 40

Jahre alt, leidet unter der Dominanz seines Vaters und ist auch darüber hinaus alles andere als sicher ins Leben gestellt. Dora (Henriette Confurius) hingegen hat ihren eigenen Kopf und ist dabei, ihr Leben entsprechend einzurichten. Nach kurzer Zeit beschließen die beiden im Taumel ihrer unbändigen Zuneigung und gegen gesundheitliche, elterliche sowie finanzielle Widerstände, am Ende des Sommers eine gemeinsame Wohnung in Berlin zu beziehen.

Das Eigentümliche und Großartige an diesem Film ist, dass sich die Entscheidungen des Paares so anfühlen, als wären sie von der urungestümen Kraft einer ersten Liebe sowie der eines letzten Aufbäumens gleichzeitig angetrieben. Berlin, ausgerechnet Berlin soll es also sein. Detailreich und mit einer sorgfältig austarierten Menge an Drastik-Kitsch zeigt der Film den Kampf des kleinen Glücks gegen die großen Katastrophen. Die Inflationsrate schießt im Jahr 1923 in ungeahnte Höhen und Franz' Fieberkurve folgt ihr nach. Der

Mangel an Nahrungsmitteln und Kleidung diktiert den Alltag. Dazwischen Geldnot, kraftraubende Umzüge, Hustenanfälle und dennoch kann nichts von alldem die beiden überreden, das so teuer erkaufte Berliner Glück aufzugeben für eine vermeintliche Sicherheit, die sich ohnehin nur als alte Abhängigkeit herausstellen würde. Programmatisch wird das Ringen um die Herrlichkeit im Privaten in einem Satz Kafkas: „Am größten ist das Glück, wenn es ganz klein ist. Deshalb würde ich, wenn ich mein Leben aufschreiben müsste, nur Kleinigkeiten notieren.“ Das Anzünden einer Kerze, das Streicheln einer Stirn als Bollwerk gegen Armut, Autorität und Tod.

Selbst als Kafkas Zustand sich hin zum Unrettbaren wendet und das Paar schlussendlich doch nach Prag muss, offenbart sich eine eigentümliche Liebe zum eigenen Schicksal, die dem ähnelt, was Friedrich Nietzsche als „Amor Fati“ beschrieben hat. Damit ist keine Resignation vor dem Unausweichlichen gemeint, sondern eine Akzeptanz jener Zudringlichkeiten, die sich der eigenen Kontrolle entziehen, um sich auf das zu fokussieren, was im eigenen Einzugsbereich liegt. Für Nietzsche war es das Denken. Für Dora und Franz ist es die gegenseitige Zuneigung, die im Winzigen das Rettende findet.

/ Dominik Erhard

„Die Herrlichkeit des Lebens“, Regie: Georg Maas, Kinostart: 14.03.2024

Erleuchtendes Perpetuum mobile

Anlässlich seines 92. Geburtstags eröffnet in Alexander Kluges Heimatstadt Halberstadt die Sonderausstellung „Enlightenment“, in der Kluge über die Schattenseiten der Moderne nachdenkt

Halberstadt macht seinem wohl berühmtesten Bürger Alexander Kluge zum 92. Geburtstag ein ganz besonderes Geschenk – eine Ausstellung. Eine Wahl, wie sie treffender für den bekannten Filmemacher, Denker, Poeten, Anwalt und steten Unruhegeist nicht hätte sein können. Passend zum Ausstellungsort – dem ehemaligen Wohnhaus des Aufklärers Johann Wilhelm Ludwig Gleim – setzt sich Kluge mit „Enlightenment“ auseinander, womit hier sowohl „Aufklärung“ als auch „Erleuchtung“ gemeint ist.

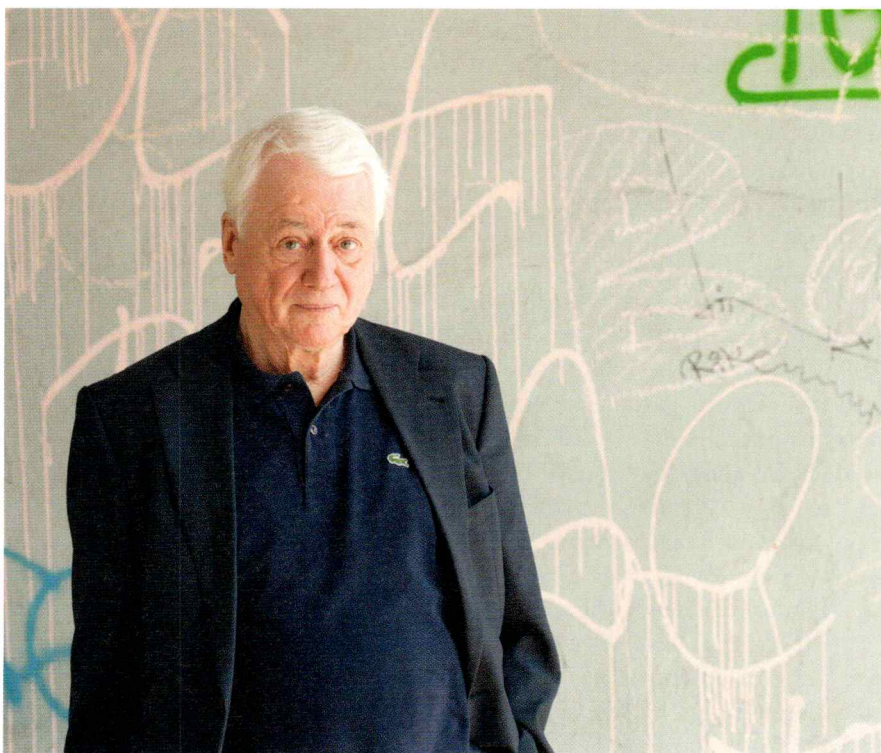
Gekonnt verknüpft Kluge in fünf Stationen seine eigene Lebensgeschichte mit einer Hommage an seine Geburtsstadt sowie überhistorischen Themen der Menschheit, wie Krieg oder der Frage nach einer gelungenen Zukunftsgestaltung. Das Leitmotiv der Ausstellung ist das

Licht, das für die aufklärerische Idee einer Gesellschaft steht, die durch Bildung und Wissenschaft erleuchtet wird. Doch ganz im Sinne seines Lehrers Theodor W. Adorno und dessen Analyse einer „Dialektik der Aufklärung“ macht Kluge deutlich, dass Licht notwendig immer mit Schatten einhergeht. Diese Spannung zeigt sich exemplarisch etwa, wenn auf einem Bild der Arm einer mittels künstlicher Intelligenz (KI) generierten, hinduistisch anmutenden Parodie der Freiheitsstatue Feuer fängt und die Flamme der Freiheit in Leid umschlägt.

Man merkt der Ausstellung an, wie sehr die Dunkelheit unserer Zeit Kluge beschäftigt, der die Schrecken des Zweiten Weltkriegs als Kind miterlebt hat. Seine Bilder sind eine Verarbeitung

der historischen Gewaltexzesse der Menschheit und gerade darin eine Mahnung an die heutige Generation, dem Kriegstreiben weltweit ein Ende zu setzen. „Aufklärung“, so Kluge, „ist die Kunst, eine Zukunft zu bauen.“ Und das bedeutet für ihn, unsere gesellschaftliche Funktionsweise grundsätzlich zu hinterfragen und uns als Teil einer verletzlichen Natur zu denken. Es gilt, den unermüdlichen Motor einer ausbeutenden und umweltzerstörerischen Industrie zum Stocken zu bringen und das natürliche Leben statt des Profits in den Mittelpunkt unseres Handelns zu stellen.

Besonders beeindruckend an der Ausstellung ist die ästhetische Methode, mit der sich Kluge diesen Themen annähert: Im Spiel mit „Stable Diffusion“, einer KI zur Bildergenerierung, verbindet er Texte, historische Bilder und eigene Reflexionen visuell miteinander und schafft dadurch inspirierende Verbindungslinien. Dabei machen die surrealistisch anmutenden Werke den Eindruck, als wäre diese Art des künstlich intelligent angetriebenen Assoziierens eigens für Kluges Denk- und Arbeitsweise entwickelt worden. Staunend kann man nachverfolgen, wie sich die philosophischen Gedanken zunächst in die Bildvorlagen einschreiben, diese transformieren und in ein neues Licht setzen, um dann wiederum Kluges Gedankenstrom weiter voranzutreiben – ein erleuchtendes Perpetuum mobile der Assoziationen. / **Friedrich Weißbach**



„Alexander Kluge – Enlightenment (= Aufklärung). Eine Ausstellung für meine Heimatstadt“, Gleimhaus Halberstadt, Museum der deutschen Aufklärung, 14.02. – 31.05.2024

Prinzip der guten Nachbarschaft

Der Podcast „Des Pudels Kern“ verfährt alles andere als zentriert. Gerade das Nebeneinander disparater Wissensgebiete führt die Hörer zum Wesentlichen



Was kann man aus dem Parsifal über Superhelden oder die Letzte Generation lernen? Was hat der Komponist Gustav Mahler mit Geheimwaffen zu tun? Und was verraten Sternkonstellationen denn jetzt wirklich über unser Leben? Um all diese sowie weitere Fragen rund um die Kraft der Musik, Kampfkunst und den Narzissmus des modernen Konsumenten geht es in dem Podcast „Des Pudels Kern“, in dem sich Carolin Widmann und Philipp Vogel einmal im Monat mit den unterschiedlichsten Gästen unterhalten. Wohltuend abgegrenzt von zahlreichen „Laber-Podcasts“ auf dem Markt hat hier auch die Stille ihren Platz. Endlich mal wird einfach zugehört und zeitlosen Musikstücken der nötige Moment gegeben, bevor sie mithilfe von Querbezügen aus der Philosophie oder anderen Disziplinen aufgeschlüsselt werden.

Wo die Gäste und behandelten Thematiken auf den ersten Blick so disparat wirken, dass das Vordringen zum titelgebenden Kern des Pudels beinahe unmöglich scheint, funktioniert dies nicht

trotz, sondern gerade aufgrund dieser Tatsache. Wer sich durch mehrere der aktuell rund 30 Folgen gehört hat, kann sich an das bibliothekarische Ordnungsprinzip der „guten Nachbarschaft“ des Kunsthistorikers und Kulturwissenschaftlers Aby Warburg erinnern fühlen.

Dieser stellte Werke aus verschiedenen Disziplinen und Epochen derart nebeneinander, dass sie den Suchenden produktiv irritieren und neue Brückenschläge ermöglichen. So haben beispielsweise Grundlagenwerke zur Chemie Nachbar. Forschungen zur antiken Praktik des Aderlasses stehen neben Abhandlungen zur Statik oder der Traumdeutung. „Des Pudels Kern“ verfährt ganz ähnlich und zeigt: Wahre Erkenntnis wohnt im Nebeneinander.

/ Dominik Erhard

„Des Pudels Kern“, überall, wo es Podcasts gibt.

Juli – September 2024

Illuminations
Celebrating the Kant Jubilee
Ein künstlerisches und wissenschaftliches Programm
Freitag, 5. – Montag, 8. Juli
Auftritt Internationale Tagung

Enlightenment on Trial
Konzeption: Susan Neiman Potsdam
Mit Aleida Assmann Konstanz
Omri Boehm New York/Berlin
Lorraine Daston Berlin
Deborah Feldman Berlin
Konstanty Gebert Warschau
Tyler Austin Harper Lewiston
Stephen Holmes New York
Daniel Kehlmann Berlin
Philip Kitcher New York
Ivan Krastev Wien
Kenan Malik London
Claire Messud Cambridge, Mass.
Fintan O'Toole Dublin
Diana Pinto Paris
Lutz Raphael Trier
Cheryee von Xylander Lüneburg
Kaveh Yazdani Storrs
Lea Ypi London
Benjamin Zachariah Potsdam

Weitere Veranstaltungen
Fr, 23. August – Mi, 25. September
Die Macht der Aufklärung
Installation von Saskia Boddeke & Peter Greenaway
Ort: Orangerie im Neuen Garten, Potsdam

Do, 29. – Sa, 31. August Internationale Tagung
Enlightenment in the World
In Kooperation mit dem Humboldt Forum, Berlin

Fr, 6. – So, 8. September
Tino Sehgal **This Progress**

Do, 12. – Sa, 14. September
Musikalisches Theaterstück nach Daniel Kehlmann
Daniel Kahn **Tyll**

Do, 19. – So, 22. September Oper
Mozarts Zauberflöte
Inszeniert von James Hurley, Wild Arts

Do, 26. – Sa, 28. September Internationale Tagung
The Universalism of Paul Robeson

www.einsteinforum.de
Einstein Forum Am Neuen Markt 7 14467 Potsdam

EINSTEIN FORUM

Agenda

Ausstellung

Kant 300. Ein Leben in Königsberg



In dieser Sonderausstellung zum 300. Jahrestag wird der ostpreußische Philosoph in seinem persönlich-historischen Kontext gezeigt und damit als Mensch greifbar gemacht. Im Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg ist die größte Objektsammlung aus Kants Leben ausgestellt – vom Spazierstock bis zu seinen Haaren. Wer war der Sohn eines Handwerksmeisters? Stimmt das Vorurteil des pedantischen Spießers, oder war er nicht auch ein gesellig-fröhlicher Zeitgenosse? Neben Kants Denken, das mit interaktiven Stationen zugänglich gemacht wird, können Besucher auch räumlich in Kants Lebenswelt eintauchen. Mit Hilfe moderner VR-Brillen lassen sich virtuelle Sightseeing-Touren durch Königsberg unternehmen. Abschließend gibt die Ausstellung auch eine Vorschau auf die im nächsten Jahr eröffnende Kant-Dauerausstellung und wirft einen Blick hinter die Kulissen: Wie bringt man Kants Philosophie ins Museum? Welche seiner Ideen sind heute besonders relevant?

Lüneburg, 18.04. – 13.10.2024,
ostpreussisches-landesmuseum.de

Vortrag

Freundschaft – Wie führe ich eine gute Freundschaft?

Mit Aristoteles an der Seite werden in diesem Vortrag die vielen Facetten von Freundschaft beleuchtet.

München, 12.03.2024, 19 Uhr, mvhs.de

Vortrag

Die philosophische Frage nach Gott

Kann man Gott beweisen? Was sind die Hauptargumente und welche Denker haben sie hervorgebracht? Eine spannende Reise durch die Philosophiegeschichte.

Aschaffenburg, 15.03.2024, 19 Uhr,
vhs-aschaffenburg.de

Symposium

Philosophie der Aufklärung – Ausgewählte Aspekte und Aktualität

Die Philosophie der Aufklärung wird anhand ihrer verschiedenen Denker beleuchtet. Zum Schluss wird die Aktualität aufklärerischen Denkens diskutiert. Auch Online-Teilnahme ist möglich.

Nürnberg, 16.03.2024, 10 Uhr,
symposium-aufklaerung.de

Seminar

Simone de Beauvoir und der Feminismus im 21. Jahrhundert

Anhand von Textauszügen aus Simone de Beauvoirs einflussreichem Werk werden in diesem Seminar aktuelle Fragen des Feminismus behandelt.

Bremen, 18. – 22.03.2024,
vhs-bremen.de

Philosophisches Café

Warum kann auch das Böse faszinieren?

Die große Nachfrage nach Kriminalliteratur und „True-Crime“-Podcasts beweist: Das Böse fasziniert. Aber wieso eigentlich?

Königs Wusterhausen, 21.03.2024, 19 Uhr,
stadtbibliothek-kw.bibliotheca-open.de

Vortrag

Re-Imagining Free Speech

Die Philosophin Rae Langton plädiert in ihrem Vortrag dafür, als Voraussetzung von Meinungsfreiheit nicht bloß die Abwesenheit von Verboten, sondern auch die Ermächtigung zur Kommunikation zu verstehen.

Berlin, 21.03.2024, 18.30 Uhr, hu-berlin.de

Philosophie Festival

Rostocker Philosophische Tage

Im Zentrum dieser mehrtägigen Veranstaltung steht das Verhältnis zwischen Spiritualität und Digitalisierung in der eigenen Lebenspraxis. In unterschiedlichen Formaten wie Vorträgen und philosophischen Cafés wird gemeinsam philosophiert.

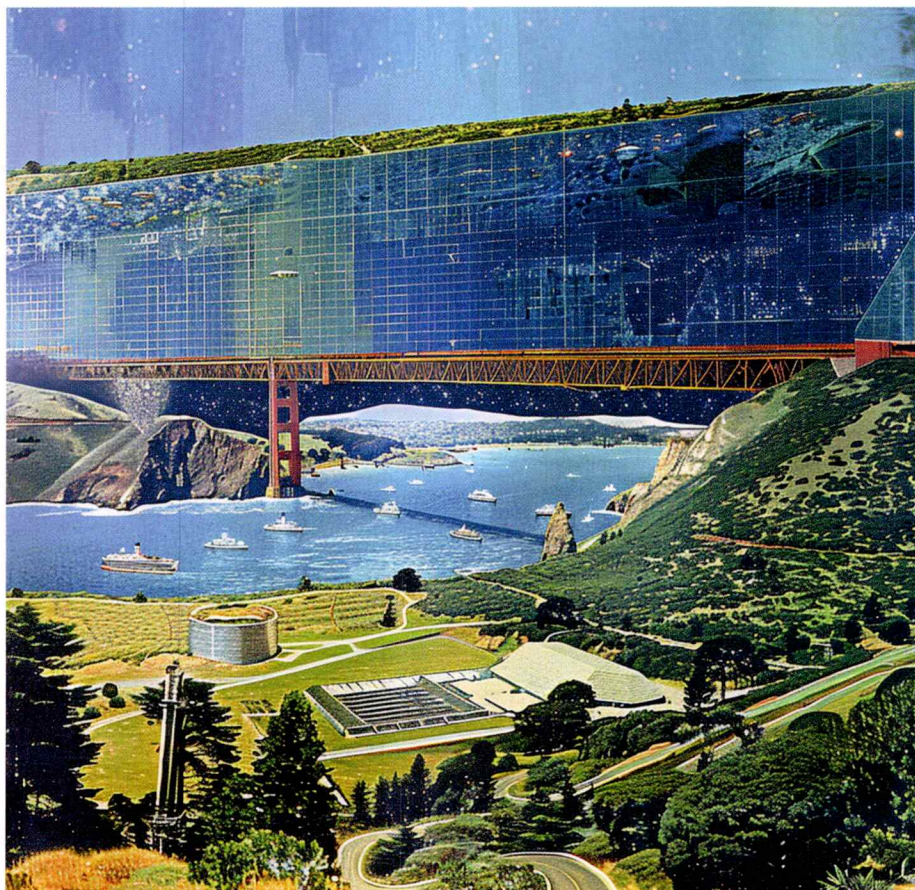
Rostock, 02. – 27.04.2024, gescheit-es.de

Vortrag

Philosophischer Salon Haar: „Dimensionen der Macht“

Macht ist nicht nur ein Unterdrückungsinstrument, sondern wirkt auch produktiv. Mit solchen Ambivalenzen befasst sich Prof. Katharina Ceming in ihrem Vortrag zum Thema Macht.

Haar, 08.04.2024, 19 Uhr,
philosophischersalon-haar.de



Braucht der Mensch Utopien? Das Seminar diskutiert die Bedeutung utopischer Entwürfe, hier zu sehen als KI-generierte Darstellung einer künftigen Welt

Seminar

„Zum ewigen Frieden“ – eine Idee von Immanuel Kant

Wo bleibt der ewige Frieden? In Zeiten global eskalierender Konflikte wird die alte Frage nach den Bedingungen von Frieden wieder virulent.

Lörrach, 09.04.2024, 18 Uhr,
vhs-loerrach-steinen.de

Online-Vortrag

Antisemitismus: Eine deutsche Geschichte

Der renommierte Zeithistoriker Peter Longerich spricht in seinem Vortrag über die Rolle des Judentums im deutschen Selbstbild, um den gegenwärtigen Antisemitismus einzuordnen.

Lage, 18.04.2024, 19.30 Uhr, vhs-lw.de

Vortrag

Grund- & Menschenrechte

Auch wenn es uns manchmal so vorkommt, sind Grund- und Menschenrechte nichts Selbstverständliches. Wie haben sie sich historisch und ideengeschichtlich entwickelt?

Wien, 23.04.2024, 18 Uhr,
www.vhs.at

Philosophisches Café

Die lange Nacht der Philosophie

Jede Stunde ein Philosoph, die ganze Nacht. Was wie eine skandalöse Fanfiction klingt, ist ein harmloses nächtliches Nachdenken über die großen Fragen – von Wittgenstein bis Arendt.

Heidelberg, 26.04.2024, 18 Uhr, vhs-hd.de

Seminar

Philosophischer Nachmittag: Machiavelli – Philosoph der Macht oder Idealist?

War Machiavelli Machiavellist? In dieser Veranstaltung geht Stephan Jaster dem vorurteilsbelasteten Theoretiker der Macht auf den Grund.

Weißwasser, 27.04.2024, 15 Uhr,
vhs-dreilaendereck.de

Seminar

Braucht der Mensch Utopien?

Es scheint, als wären wir zukunftsüberdrüssig. Haben Utopien in einer solch krisenhaften Zeit überhaupt noch eine Bedeutung? Dieses Seminar beschäftigt sich mehrere Sitzungen mit dieser Frage.

Hanau, 30.04.2024, 18 Uhr,
vhs-hanau.de

Vortrag

Nicola Gess: Halbwahrheiten. Zur Manipulation von Wirklichkeit

An drei Beispielen wird der postfaktische Diskurs auf die Frage hin analysiert, wieso Halbwahrheiten eine solche Strahlkraft besitzen.

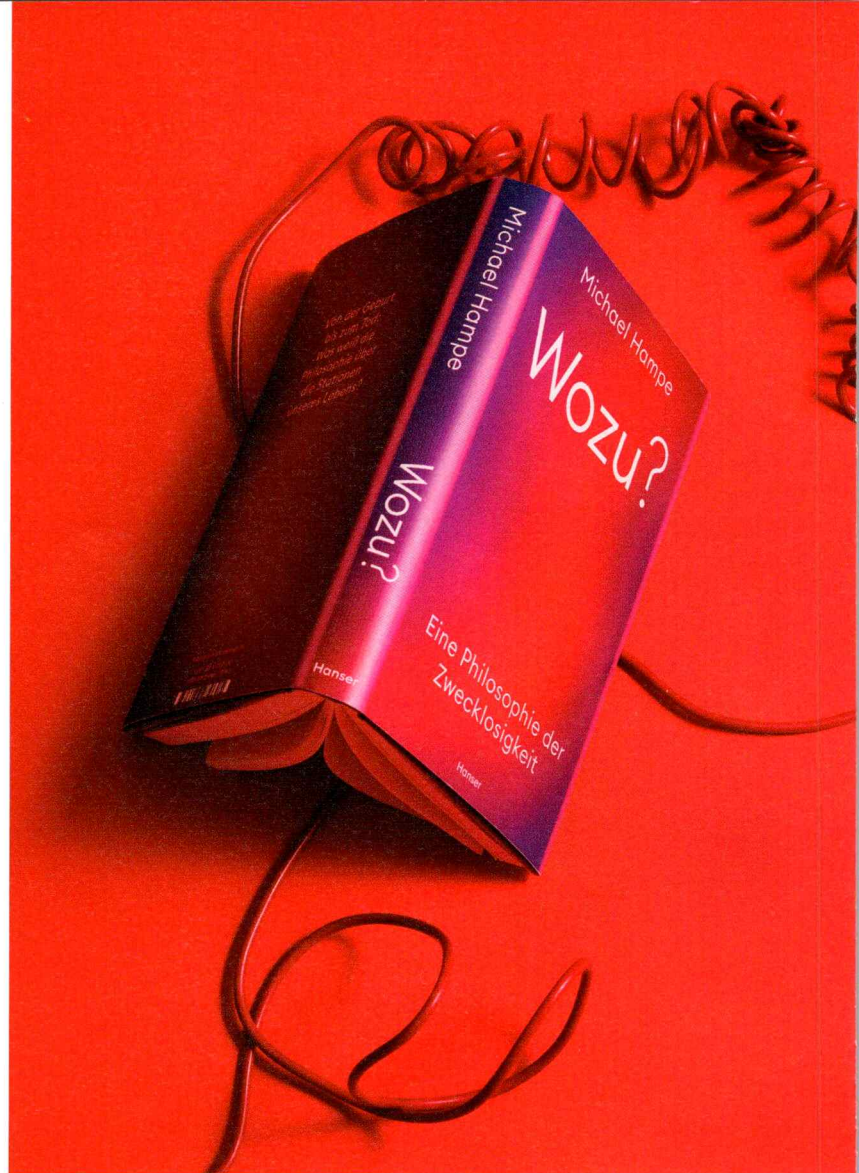
München, 02.05.2024, 12:30 Uhr,
mvhs.de

Kurz und bündig

Patriarchatsmechanik

In Marlen Haushofers Roman „Die Wand“ trennt eine mysteriöse gläserne Barriere die Ich-Erzählerin von der Außenwelt ab. Mit ein paar Tieren lebt sie allein im Gebirge und kommt ganz gut klar, bis ein Mann auftaucht, der ihren Hund und ein Kalb tötet. Sie erschießt ihn, ohne weitere Worte zu verlieren. Eine Robinsonade? Nicht wirklich, denn es gibt keinen Freitag, keinen Knecht also und keinen Herrn. Eine feministische Rachefantasie auf einer Insel ohne Männer? Auch nicht, denn das einsame Leben der Frau ist weder selbst gewählt noch sonst in irgendeiner Weise programmatisch auf Befreiung aus. Das gilt für viele Haushofer-Protagonistinnen, wie man jetzt in der hervorragenden Werkausgabe nachlesen kann (**Die gesammelten Romane und Erzählungen**, Claassen, 90 €): Wahrscheinlich ist Haushofer genau deshalb eine „Spezialistin für die Mechanik des Patriarchats“ (Daniela Strigl), weil sie das beinahe reibungslose Räderwerk so präzise erfasst, das alle Beteiligten verinnerlicht haben. In ihrem Essay „**Toxische Weiblichkeit**“ (Hanser Berlin, 22 €) ist **Sophia Fritz** einem Phänomen auf der Spur, das sie ausdrücklich nicht als kongruent zu „toxischer Männlichkeit“ begreift. Sie untersucht „das gute Mädchen“, „die Powerfrau“ oder „die Bitch“ als soziale Rollen und hält fest, dass es um Mustererkennung

und -überwindung gehe. Neben der Feinmechanik sollte aber die Grobmotorik des Patriarchats nicht aus dem Fokus geraten. Dazu zählen Delikte wie der Diebstahl geistigen Eigentums, wie **Leonie Schöler** in „**Beklaute Frauen**“ (Penguin, 22 €) beschreibt. Von den Frauen, die an den Revolutionen von 1848/1849 teilnahmen, bis zum fehlenden Nobelpreis für die Kernphysikerin **Lise Meitner**: Die Liste vergessener Leistungen ist endlos. Und reicht bis in die Gegenwart, wie Schöler am Beispiel algorithmischer Suchfunktionen zeigt. Um auf Marlen Haushofer zurückzukommen, die lange als „schreibende Hausfrau“ abgetan wurde: Zeit, endlich mal die Klassikerinnenstatistik zu revolutionieren. Und den Rest natürlich auch.



Jutta Person ist Literaturkritikerin, schreibt für die Süddeutsche Zeitung und Die Zeit und interessiert sich für Nature Writing: In der Reihe Naturkunden (Matthes & Seitz) hat sie die Bände „Esel“ und „Korallen“ veröffentlicht. 2023 wurde ihr der Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik verliehen. Seit 2011 ist sie Redakteurin des Ressorts Bücher für das Philosophie Magazin

Vom Anfang und Ende des Bewusstseins

In seiner „Philosophie der Zwecklosigkeit“ lässt Michael Hampe den Druck des Nützlichen verschwinden – und findet zu eindrucksvollen Sprachbildern

Von Lea Winterlin



Michael Hampe

Wozu? Eine Philosophie der Zwecklosigkeit
Hanser, 224 S., 25 €



orum geht es in diesem Buch? Die Frage drängt sich bei der Lektüre zunehmend auf – gleichzeitig scheint sie zutiefst von genau jenem Zweckdenken unterwandert, das der Autor einer skeptischen Betrachtung unterziehen will. „Philosophie der Zwecklosigkeit“ lautet der etwas irreführende Untertitel des Buches, denn es ist eben kein tragendes Gedankengebäude einer in sich geschlossenen „Philosophie“, das der Philosoph Michael Hampe hier konstruiert. Stattdessen sieht sich der Leser mit einem sehr subjektiven Gedankenstrom konfrontiert. In einer Art cartesianischen Meditation wird ganz „von vorne“ angefangen: bei einem Ich, das zu denken beginnt.

Dieses Ich sinniert anhand frühester Kindheitserinnerungen in poetischen Bildern über erkenntnistheoretische Fragen. Ist es möglich, eine Erfahrung vom Anfang oder vom Ende des Bewusstseins zu haben? Ist das Bewusstsein etwas, das nur in Einzelwesen vorkommt, oder ist es vielmehr „ein Wasser, das bei Flut (Geburt) in alle hinein- und bei Ebbe (Sterben) aus ihnen wieder hinausströmt“? Und: Gibt es ein Wahrnehmen unabhängig vom wuchernden „Pilz

der Rede“, der Sprache also, die all unser Erfassen der Wirklichkeit mit ihrer unterscheidenden und bewertenden Struktur infiziert? Dabei werden mehr Fragen gestellt als beantwortet, Behauptungssätze mit einem vorsichtigen „scheint mir“ versehen und die Überlegungen eher in das persönliche Leben des Autors als in einen philosophiehistorischen Kontext eingewebt. Diese „autobiografische Philosophie“ kulminiert in einem Moment, der in seinem genauen Sezieren der eigenen Empfindungen fast ein wenig an Proust erinnert: Von seinem Fenster aus beobachtet Hampe einen Vogel, der von einem Baum zum nächsten fliegt. Es ist eine harmlose Szene und doch geschieht hier etwas Entscheidendes: Der Autor wird von einer Empfindung ereilt, in der sein Ich zurücktritt, in der die Trennung zwischen äußerer Welt und innerer Wahrnehmung einen Moment lang aufgehoben wird. Er spürt eine „Erleichterung, die eintritt, wenn alle Zwecke verschwinden“.

Darum könnte es also „gehen“: um das Erlebnis einer allgemeinen Aufmerksamkeit, die reine bewusste Aktivität ist, befreit von der hierarchisierenden, zweckgerichteten

Sprache. Doch auch dieses „Zentrum“ bleibt vage. So enthält das Buch keinerlei Aufforderung, sich fortan von allen Zwecken zu befreien. Wird hier also lediglich eine Sehnsucht formuliert? Oder ein Angebot gemacht? Geht es Hampe darum, Gedankenfiguren und Bilder zu liefern, die als Inseln der Erleichterung und des Entkommens innerhalb des unermüdlichen Vorwärtstrebens dienen könnten?

Diesem ersten, eher assoziativen Teil folgen jedoch noch zwei weitere. Zum einen liefert Hampe eine Art Poetologie, in der er erklärt und begründet, was er hier eigentlich vorhatte. Dabei ordnet er sein Denken in eine Tradition des Skeptizismus ein, wie sie sich zum Beispiel auch in den Essays Montaignes zeigt. Es geht darum, sich allein dem zu widmen, was erscheint, und Allgemeinaussagen oder Theorien über die Wirklichkeit zu vermeiden. Diese Zurückhaltung und Skepsis auch der eigenen Position gegenüber liest sich sehr erfrischend, besonders in einer Zeit, in der vor allem starke und klare Meinungen gefragt sind.

Der letzte Teil spannt dann doch noch ein nachgelagertes philosophiegeschichtliches Tableau auf, vor dessen Hintergrund sich das bisher Geschriebene lesen lässt: Es reicht von Aristoteles, dem großen Philosophen der Zwecke, über Spinoza als ihrem ersten Kritiker bis hin zu Beckett, dem modernen Infragesteller jeglicher Teleologie. Es ist interessant, dass das Buch diese zwei letzten Teile zu brauchen scheint. Müsste das in keine zweckdienliche Form gefasste Sinnieren des ersten Teils nicht auch alleine stehen können? Oder funktioniert es gerade nur innerhalb dieses einordnenden Rahmens, eben als Unterbrechung und als momenthaftes Innehalten? Und stellt dabei nicht gerade auch die Sprache, die Hampe immer wieder als einen der Gründe unserer Zweckversessenheit anführt, die Mittel bereit, um ihr wiederum zu entkommen? Hampe selbst bedient sich dieses Werkzeugs: der Poesie. /

für alle 

für Neugierige 

mit Vorwissen 

hoch motiviert 

Freigeist



Volker Reinhardt
*Der nach den Sternen
griff: Giordano Bruno –
Ein ketzerisches Leben*
C. H. Beck, 352 S., 29,90 €

Der Nolaner, wie Giordano Bruno nach seinem süditalienischen Geburtsort Nola genannt wurde, war vieles zugleich: Naturforscher und Philosoph, Komödienschreiber und Gedächtnisvirtuose, abtrünniger Mönch und europäischer Freigeist, in den Augen der Orthodoxie ein Erzketzler und in denen seiner Nachwelt ein Märtyrer der Gedankenfreiheit. Am Anfang seiner höchst lesenswerten Bruno-Biografie ruft Volker Reinhardt folgende Szene vor Augen: Am Pfingstsonntag des Jahres 1889 errichten italienische Patrioten auf dem Campo de' Fiori in Rom eine Bronzestatue zu Brunos Ehren – zum Andenken an das siegreiche Opfer der römischen Kirche, das dort im Jahr 1600 auf dem Scheiterhaufen der Inquisition verbrannt wurde.

Dabei war Bruno selbst ein Spross dieser Kirche. Es hält ihn freilich nicht lange bei den Dominikanern in Neapel. Bruno begibt sich auf eine Wanderschaft als gedankenfreier Intellektueller, die ihn nach Genf, Paris und London, später dann, stets von unsteten Mäzenen abhängig, nach Helmstedt und Wittenberg führen wird. Bruno wird von seinem Publikum umschwärmt und zugleich beargwöhnt. Ist er womöglich ein Blender, ist seine „Philosophia Nolana“, gemessen an den Methoden eines Kopernikus oder Galilei, nicht eine äußerst spekulative Angelegenheit?

Nun, Bruno war zwar ein Kopernikaner, dabei aber ein Naturwissenschaftler noch ganz im vorkopernikanischen Sinne. Sein theologisch-philosophisch geschulter Feuerkopf war auf kühnere Projekte aus. Als Erneuerer der antiken Gedächtniskunst, der „Ars Memoriae“, hat Bruno ebenso Eindruck gemacht wie als Theoretiker der Affekte, die er „als fesselnde Kräfte“ verstand. Aber vielleicht wäre er mitsamt seinen Lehren weithin vergessen, hätte ihm

nicht die Inquisition den Prozess gemacht. Erst der öffentliche Feuertod auf dem Campo de' Fiori hat Bruno ein ewiges Nachleben beschert. Es würde sich lohnen – Reinhardts Buch weckt die Lust darauf –, diesseits des Nachruhs den Schriftsteller und Philosophen Giordano Bruno wieder stärker zu beachten.

/Christoph Bartmann

Kinderbuch



Vincent Zabus, Nicoby
*Sofies Welt oder die
Geschichte der
Philosophie. Bis heute*
Übers. v. Ina Kronenberger
Hanser, 264 S., 25 €

Jostein Gaarders Roman „Sofies Welt“ war als Kinderbuch gedacht und wurde dann von der erwachsenen Leserschaft verschlungen. Jetzt locken der Comic-Autor Vincent Zabus und der Illustrator Nicoby mit dem zweiten Teil ihrer Graphic-Novel-Adaption des Romans. Die Geschichte der Philosophie wird bei dem Duo aus Frankreich zu einer Abenteuerreise durch fantastische Räume. Mit Descartes streifen sie durch labyrinthische Architektur, mit Spinoza sammeln sie Äpfel im Garten und mit Freud fahren sie im Unterseeboot. Die klaren, frisch kolorierten Zeichnungen bleiben erfreulich konkret bei den Inhalten der Philosophie. Komplexe Gedanken werden in kurzen Kapiteln ebenso treffend wie originell auf den Punkt gebracht. Das allein ist schon ein Kunststück, das dem jugendlichen Publikum als Appetizer dienen wird, um so richtig in die Welt der Philosophie einzusteigen. /Thomas Linden

Simulierte Realitäten



Claus Beisbart
*Was heisst hier noch real?
Wirklichkeiten in Zeiten von
Computersimulation und
virtueller Realität*
Reclam, 175 S., 18 €

Wenn Claus Beisbart seine philosophische Untersuchung der VR-Technologie mit der Beschreibung des Equipments beginnt, kommt man sich vor wie in der „Feuerzangenbowle“ und ihrer Parole: „Da stelle mer uns mal ganz dumm!“ Damit das nicht so bleibt, entwickelt Beisbart die virtuellen Welten aus wissenschaftlichen Simulationen. Es geht sogar darum, ob die ganze Welt eine Simulation ist (Ergebnis: nein!) oder ob wir, wie im Gedankenexperiment des amerikanischen Philosophen Hilary Putnam, Gehirne in einem Tank sind und alles, was wir erleben, vom Computer generierte Signale an diese Gehirne sind. Solche realitätstheoretischen Überlegungen braucht man eigentlich gar nicht, um zu klären, „was virtuelle Realität eigentlich ist und welche Bedeutung sie für unser Leben bekommen könnte“.

Da die Unterscheidung von virtueller und gewöhnlicher Welt ganz gut funktioniert, weil wir ja nicht dauernd mit VR-Brillen rumlaufen, ist der epistemische Status der virtuellen „Gegenstände“ viel interessanter. Diese möchte Beisbart als Fiktionen verstehen, über die man, wie über literarische Personen, wahre Sätze aussagen kann, obwohl es sie in der wirklichen Wirklichkeit nicht gibt. Die Eindrücke, die wir in VR-Szenarien empfangen, versteht er als Einladung, „sich vorzustellen, wir befänden uns in einer Welt, die diese Eindrücke erzeugt.“ Doch der eigentliche Charme der VR-Szenarien besteht ja gerade darin, dass man sich diesen Eindrücken nicht entziehen kann. Und eine Einladung, die man nicht ablehnen kann, ist wohl keine Einladung im ernstesten Sinn.

Die Bedeutung der VR für das Leben bestimmt Beisbart über weite Strecken

utilitaristisch – VR ist nützlich, weil sie Wissen erweitern kann oder Fähigkeiten trainiert; schädlich, weil sie eskapistisch ist oder Gewalt befördern kann. Der wenig überraschende Schluss: Wir dürfen die virtuelle Realität genießen, die wirkliche Realität hat aber Priorität. Na, da sind wir aber beruhigt. / **Thorsten Jantschek**

Trauer tragen



Daniel Schreiber
Die Zeit der Verluste
Hanser Berlin, 144 S., 22 €

In welchem Verhältnis steht persönliche Trauer zu den Krisen unserer Zeit? Liest man das Buch des Berliner Autors Daniel Schreiber, so scheint es, als kenne der Nebel in den Gassen Venedigs die Antwort. In seiner nachdenklichen Zeitgeistelegie – Autobiografie und Essay zugleich – verschwimmen die Verlusterfahrungen unserer Gesellschaft mit dem Tod des eigenen Vaters. Im Ringen um Fassung reflektiert sich Schreiber seinen Weg durch die Lagenstadt, deren bröckelnde Prachtfassaden im Wasserdunst ihre Konturen verlieren. Bis der Nebel sich lichtet und dem Staunen Raum gewährt: über Lebenskunst im Angesicht des Untergangs, über Dankbarkeit für einen Schmerz, der verwandelt – über venezianische „Frittelle“, erhörte Gebete in hauchzartem Teig. / **Timm Lewerenz**

ANZEIGE

»Eine eindringliche und pointierte Erkundung des menschlichen Geistes, seiner Welten, seiner Schöpfungen, seiner Fragen – aber auch seiner Gefährdung im Zeitalter des Digitalen und der Künstlichen Intelligenz.«

Rüdiger Safranski



In Zeiten von Deepfakes und maschineller Intelligenz scheint die Suche nach Wahrheit ein antiquiertes Vorhaben zu sein. GPS-trackbar und HD-Kamera-durchleuchtet passt die altertümliche Wahrheit nicht mehr so recht in unsere computerisierte Welt. Dabei haben Bilder, Filme, Texte nur Bestand, wenn sie eine bestimmte Wahrheit in sich tragen. Für sie gehen Menschen über ihre Grenzen und bringen sich in Gefahr. Peter Schmitt plädiert für die Anerkennung der Wahreitsuche als elementarer Wesenseigenschaft des Menschen.

Peter Schmitt
Über Wahrheit im außerdigitalen Sinne
176 S. · Kartoniert · 16,90 €
ISBN 978-3-7873-4570-0



Mensch und Müll

In drei neuen Büchern untersuchen Nikolaj Schultz, Roman Köster und Oliver Schlaudt, wie unser Abfall unser Denken prägt – und umgekehrt. Sicher ist: Eine Lebensweise, die ihre Hinterlassenschaften verdrängt, riskiert den Kollaps

Von Ronald Düker

Wir lauschen einem Mann, der sich in seinem Bett wälzt, weil ihn die Hitzewelle wachhält: „Ich bin müde und bräuchte den Schlaf, doch wenn ich die Augen schließe, beschleunigt sich mein Herzschlag.“ Die heißen Tage und Nächte legen alles lahm: „Ich weiß nicht, was zuerst da war, das Gefühl oder der Gedanke, aber eines weiß ich: Die Probleme haben mich eingeholt.“ Nikolaj Schultz heißt dieser Mann, er ist 33 Jahre alt und lebt in Paris, wo er bis zu dessen Tod einer der engsten Mitarbeiter des Philosophen Bruno Latour gewesen ist.

Schultz' beklommene Frage, was denn nun älter sei, Gefühl oder Gedanke, könnte grundsätzlich nicht sein. Sie führt ins Herz des gegenwärtigen, vom Anthropozän bedrängten Denkens. Der Mensch, eine unstoffliche *res cogitans*, die die Natur als etwas ihr selbst Äußerliches reflektiert? Dazu haben wir viel zu fatal schon eingegriffen in unser planetarisches Schicksal. Schultz beklagt das Dilemma: Wenn er den Ventilator laufen lässt, um die Hitze seiner Mansardenwohnung zu überstehen, trägt er zu einem CO₂-Ausstoß bei, den andere, vor allem im Globalen Süden, noch teurer bezahlen müssten. Und sogar sein soeben erschienener Essay „Landkrank“ verschärft leider das Problem;

mit der Druckerschwärze der Bücher geraten flüchtige organische Verbindungen in die Atmosphäre.

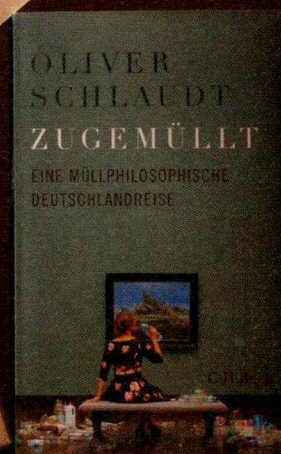
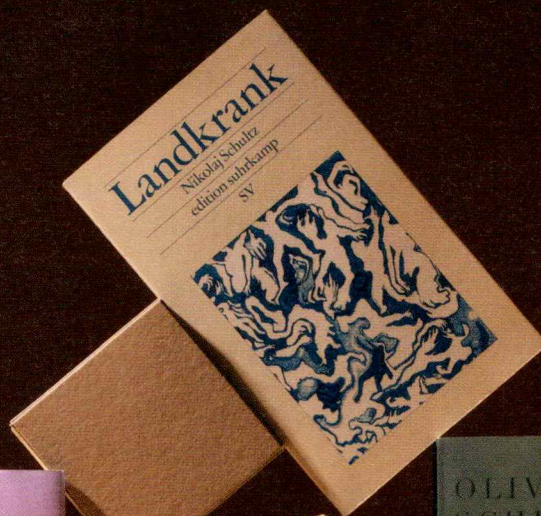
Kurzum: Der Mensch ist das Tier, das Müll produziert, selbst wenn es denkt und schreibt. Kann die winzige, vor der Côte d'Azur gelegene Mittelmeerinsel Porquerres da eine tröstliche Zuflucht sein? Schultz' philosophische Reportage macht wenig Hoffnung. Das versiegende Wasser, die aussterbenden Fische, der touristisch überfüllte „plage d'argent“, den die Einheimischen nur noch den Staphylokokkenstrand nennen wegen der hohen Bakterienbelastung: Das Eiland ist auf dem Weg in die Unbewohnbarkeit. Im Rückspiegel verschwindet das, was die westliche Philosophie einmal als Freiheit des Individuums verstanden hat, ganz gleich, ob es sich um den Autonomiebegriff John Lockes oder den des Existenzialismus handelt, wie der Historiker Dipesh Chakrabarty in seinem Nachwort zu „Landkrank“ schreibt. Für Schultz steht eine neue Kalibrierung an: „Indem ich meine Freiheit *innerhalb* der irdischen Bedingungen der Bewohnbarkeit verorte“, erklärt er, „vermeidet es meine Freiheit, *grenzenlos* zu sein.“

Grenzenlos, im historischen wie geografischen Sinn, ist aber Roman Kösters Blick auf den „Müll“, der im Zentrum

seiner „schmutzigen Geschichte der Menschheit“ steht. Von der Vormoderne über das Industriezeitalter bis zum Massenkonsum der „Wegwerfgesellschaft“: Der Historiker zeigt, wie der Mensch nicht ohne seinen Abfall zu denken ist und wie er mit diesem, und zwar über die Zeiten hinweg, einen ganz unterschiedlichen Umgang gepflegt hat.

Was hier als Abfall gilt, wird dort zum produktiven Dünger. Die Reparatur, so Köster, erscheint als Akt einer anthropologisch bedeutsamen Selbsteinschreibung in die Dingwelt, die Alfred Sohn-Rethel, der Sozialphilosoph, als „Ideal des Kaputten“ gefeiert hat. Die Stärke dieser überaus fundierten Globalgeschichte des Mülls ist dabei nicht thesenhafte Zuspitzung, sondern die differenzierte Problematisierung von vermeintlich Naheliegenderem. Recycling erscheint eben nicht per se als wünschenswert, denn auch hier kann neuer Müll entstehen, zum Beispiel in Form chemischer Verbindungen, die aus der Atmosphäre kaum zu tilgen sind. Zugleich birgt die Reduktion von Müllmengen, etwa durch kostspielige und für die Armen kaum erschwingliche Lebensmittel, das Dilemma der sozialen Ungerechtigkeit.

Die großen Fragen Immanuel Kants (Was kann ich wissen?, Was soll ich tun?,



Was darf ich hoffen?, Was ist der Mensch?), der schöne, gepflegte Gemüsegarten des disziplinierten Denkens also, er muss auch im Anthropozän nicht völlig umgepflügt werden. Nur ist der „Horizont der überhaupt erwägbaren Antworten“ ein gänzlich anderer geworden. Das findet der Philosoph Oliver Schlaudt, der es, genau wie Nikolaj Schultz, nicht beim Schreiben im stillen Kämmerlein belässt, sondern eine „müllphilosophische Deutschlandreise“ unternimmt, entlang einer Untertagedeponie, eines Abwasserkanals, einer Tierkadaver-Verwertungsanlage und so weiter: Überall, so erfährt Schlaudt aus unmittelbarer Anschauung, sei zu beobachten, was Karl Marx als „unheilbaren Riss“ bezeichnet hat: ein fataler Eingriff in den „Kreislauf des Lebens“. Als Verlustmeldung zeigt er

sich in den rhetorischen Anstrengungen, dem Müll wieder sein Gutes abzuverlangen: „Kreislaufwirtschaftsgesetz“, „Klärschlammverwertung“, „Phosphatrückgewinnung“. Ohne Müll kein Leben: „Müllphilosophie zu betreiben“, so Schlaudt, „heißt nichts anderes, als die fehlende Hälfte zu ergänzen“ – den Dreck, das Verdrängte, die nicht repräsentierte Materie, die Nachtseite der reinen Ideen.

Die urphilosophische Frage aber, die sich die noch zu vereinigenden Müllphilosophen aller Länder stellen, die Frage also, was das gute Leben sei, findet in allen drei Büchern dieselbe wachstums-kritische Antwort: Weniger wäre mehr – und besser. Weniger Müll. Weniger Ich. Doch erzählen Sie das mal einem Existenzialisten./

☐ **Nikolaj Schultz**
Landkrank. Mit einem Vorwort von Luisa Neubauer und einem Nachwort von Dipesh Chakrabarty, übers. v. Michael Bischoff
Suhrkamp, 122 S., 15 €

☐ **Roman Köster**
Müll. Eine schmutzige Geschichte der Menschheit
C. H. Beck, 422 S., 29 €

☐ **Oliver Schlaudt**
Zugemüllt. Eine müllphilosophische Reise durch Deutschland
C. H. Beck, 364 S., 22 €

Keine Praxis ohne Theorie

Veith Selk untersucht die „Demokratiedämmerung“



Veith Selk
*Demokratiedämmerung.
Eine Kritik der
Demokratietheorie*
Suhrkamp, 336 S., 23 €

Nicht nur die Akzeptanz von Demokratien hat weltweit abgenommen – auch die Theoriebildung selbst ist in eine Krise geraten. Es fällt leichter, Gründe für die Defizite heutiger Demokratien zu benennen, als zu sagen, worin ihr Fortschritt, ihre Evolution bestehen könnte. Warum? Das Bild, das sich bietet, ist in hohem Maße unübersichtlich. Es ist das große Verdienst des Politikwissenschaftlers Veith Selk, die Diagnosen geordnet und ein – in meinen Augen bislang übersehenes – Kernproblem in den Vordergrund gerückt zu haben.

Die vielfältigen Phänomene, die zum Niedergang von Demokratien beitragen – wie etwa Social Media, Neoliberalismus oder Bürokratisierung –, sind häufig beschrieben worden. Leider lebt nicht nur die Wissenschaft, sondern auch rechter wie linker Populismus vom Narrativ des Niedergangs. Komplexität und Vielfalt haben deutlich zugenommen und damit auch konkurrierende Perspektiven und Ansprüche. In seiner beeindruckend klaren Analyse deutet Selk diese Tendenz jedoch nicht als Niedergang oder Rückfall auf vergangene Entwicklungsstufen, sondern als Effekt einer fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung. Dieser Prozess bildet sich nicht nur in der Krise demokratischer Politik und ihrer Legitimation ab, sondern zeigt sich auch darin, dass die Demokratietheorien selbst zunehmend unplausibel werden – obwohl sie doch eine

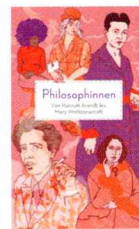
wichtige Bezugsgröße jeder Demokratie bilden. Ein zentraler Gedanke des Buches ist, dass demokratische Gesellschaften auf die Zunahme von Problemen mit einer Verlagerung der Lösung in die Theorie antworten. Ein Beispiel dafür wäre, obwohl Selk es nicht nennt, eine Maßnahme im Stil des „Gute-Kita-Gesetzes“: Bereits im Moment der „Lösung“ ist klar, dass es realiter an deren Bedingungen fehlt: zu wenig Fachkräfte, Gebäude oder Personal. Die Verschiebung in die Theorie löst kein einziges Problem; und auch die Theorien selbst bieten keine befriedigende Lösung mehr, weil sie mangelhaft geworden sind. Es fehlt das passende Update, das der Entplausibilisierung der Demokratietheorien entgegenwirken kann.

Für Selk steht fest, dass Demokratien und Demokratietheorien zum unverzichtbaren Bestand emanzipatorisch-visionärer Entwürfe Europas gehören. Offensichtlich ist aber auch, dass die derzeitige Verlagerung realer Probleme in eine Theorieebene „guter“, tatsächlich allerdings wirklichkeitsfremder Gesetze eine fatale Scheinlösung darstellt. Reale Probleme erfordern reale Lösungen: aber auch eine gute Theorie, um sie zu (er)finden. Die gute Nachricht: Gerade weil das Paradigma der Demokratie in die Krise geraten ist, besteht, frei nach Thomas S. Kuhn, die Hoffnung, überhaupt Neues denken und einen Paradigmenwechsel einleiten zu können. Erfolgreich ist das freilich nur, wenn sich nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis eine Evolution von Demokratien ereignet. /



Gert Scobel ist Honorarprofessor für Philosophie an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg und moderiert auf 3sat die Sendung „Scobel“. Seit 2011 ist er Kolumnist des Philosophie Magazins

Diversifizieren

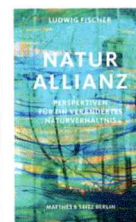


Rebecca Buxton,
Lisa Whiting (Hg.)
*Philosophinnen. Von Hannah
Arendt bis Mary Wollstonecraft*
Übers. v. Daniel Beskos u. a.
Reclam, 185 S., 16 €

Die Geschichte der Philosophie, so Derrida, sei „phallozentrisch“. Was auf die Geschichte der Philosophie mit ihrem männlich geprägten Kanon zutrifft, gilt jedoch nicht für die Geschichte der Philosophie. In 20 aufschlussreichen Kurzporträts zeigt der zugängliche Band die Vielfalt vergessener Denkerinnen und erweitert, fast nebenbei, das übliche Verständnis des Fachs. Das gelingt beispielhaft dort, wo über das Doppelgestirn Arendt und Beauvoir hinaus auch Grenzgängerinnen wie George Eliot oder die indische Dichterin Lalla betrachtet werden, deren Streben nach Freiheit ihr Leben und Schreiben gleichermaßen prägte. Anregend, kurzweilig, feministisch!

/ Kilian Thomas

Kooperieren



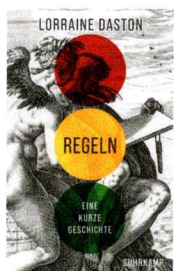
Ludwig Fischer
*Naturallianz. Perspektiven
für ein verändertes
Naturverhältnis*
Matthes & Seitz, 314 S., 28 €

Dass die Gegensatzpaare Subjekt und Objekt, Geist und Materie zum Problem geworden sind, liegt offen zutage. Ob Klimawandel oder Artensterben: Etwas ist faul am abendländischen Denken, das „die Natur“ als bloße Verfügungsmasse verstand. Ludwig Fischer sucht von Schelling bis Bergson nach Möglichkeiten, die belebte Materie ins Recht zu setzen, ohne dabei „in einen neuen Animismus“ abzugleiten. Der Naturtheoretiker knüpft an Blochs Begriff der „Naturallianz“ an, mit dem sich Kooperation neu denken lasse. Endlich Banden bilden! / Jutta Person

Die Schönheit der Regelwerke

Die Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston zeigt, wie Gesetze und Normen ausfransen und wieder verknüpft werden – vom Straßenverkehr bis zum Klosterleben

Von Manuela Lenzen



Lorraine Daston

Regeln. Eine kurze Geschichte

Suhrkamp, 432 S., 34 €

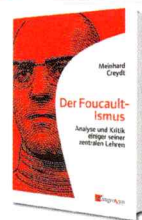
Eine der großen Illusionen zur Funktionsweise der künstlichen Intelligenz besteht darin, dass all die klugen, datensatten Algorithmen ganz allein zu ihren Ergebnissen kommen. Tatsächlich wird meist nur gut versteckt, wie viele Entscheidungen getroffen werden müssen, um sie einzurichten, und wie viele (oft sehr schlecht bezahlte) Menschen zu tun haben, um sie in der Spur zu halten. Damit entgehen auch diese jüngsten Versuche, Entscheidungen zu automatisieren, nicht dem grundsätzlichen Problem von Regeln, Gesetzen und anderen Vorgaben: Die Welt ist viel zu komplex und wandelbar, als dass man für alle Fälle passende Regeln formulieren könnte.

Wie Menschen seit der Antike mit dieser Herausforderung umgegangen sind, kann man in dem neuen Buch der Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston nachlesen. Sie schildert die Vielfalt der Regeln und Gesetze, die unser Leben auf ganz unterschiedlichen Ebenen bestimmen, von Kochrezepten über Klosterregeln bis zu den Naturgesetzen, den

„grandiosesten Regeln von allen“. Sie unterscheidet schlanke Gesetze, die nur aus wenigen Angaben bestehen, von „fülligen“, die mit teils kurioseem Detailreichtum daherkommen: Kostbare Bänder an der Kleidung sind verboten, außer für Doktoren der Theologie. Daston erzählt, wie hartnäckig und erfolglos Behörden oft versuchten, Regeln durchzusetzen, und wie langwierig sich die Einführung des Gebots gestaltete, sich im Straßenverkehr rechts zu halten, statt die Kutsche irgendwie durch den chaotischen Verkehr von Paris zu lenken.

Letztlich ist es die Stabilität einer Gesellschaft, die es möglich macht, schlanke Regeln zu formulieren, so die Autorin. Sobald die Welt ins Wanken gerät, fransen diese Regeln wieder aus, um Neues abzudecken zu können. Lorraine Daston hat eine ebenso aktuelle wie unterhaltsame Geschichte der Regeln geschrieben, die zeigt, dass auch im Zeitalter der automatisierten Entscheidungen Regeln nicht ohne Menschen funktionieren, die sie mit Herz und Verstand pflegen und auslegen. /

ANZEIGE



Meinhard Creydt

Der Foucault-Ismus

Analyse und Kritik

Meinhard Creydt arbeitet die Probleme von Foucaults konkreten Analysen heraus und entmystifiziert dessen Denkweisen. Zugleich entwickelt er Alternativen zu Foucaults Verständnis von „Macht“, „Disziplinen“, „Wahnsinn“, „Subjekt“, „Wahrheit“, „Gouvernementalität“ und „Lebenskunst“. Überraschende Erkenntnisse zur Beliebtheit des Foucault-Ismus bleiben nicht aus.

304 Seiten, 26 €, ISBN 978-3-946946-34-2

mangroven
ERLAG

www.mangroven-verlag.de

WIE SIND MACHT UND WISSEN GESCHLECHTERLICH KONFIGURIERT? WIE WIRD CAPITALISMUS IN DER MODERNE LEBENS? WIE WIRD GEWALT SÄUBEREND? WIE WIRD KREUZEN D...

**MASTER
KULTURWISSENSCHAFTEN
KRITIK DER GEGENWART**

KÜNSTE – THEORIE – GESCHICHTE

**Ab Wintersemester 2024/25
Jetzt bewerben bis 01.06.2024**

leuphana.de/master-kdg

LEUPHANA
UNIVERSITÄT LÜNEBURG

Der weltweite Praktiker

Am 22. April 2024 wird der 300. Geburtstag Immanuel Kants gefeiert. Drei Neuerscheinungen erkennen in ihm einen höchst relevanten Denker für die intellektuellen und gesellschaftlichen Herausforderungen der Gegenwart. Eine Jubiläumslektüre

Von Elisa Primavera-Lévy

Jede Zeit liest ihre Jubilare unterschiedlich, je nachdem, welche Beunruhigungen und Defizite das Denken gerade beschäftigen. Auch zeitgenössische Kant-Interpreten reagieren auf eine lange Liste an tiefgreifenden Verunsicherungen: Der Krieg ist zurückgekehrt. Das Politische und die Vernunft werden durch Social Media, KI und Klimawandel bedroht. Die Prinzipien des Universalismus werden von „woker“ Identitätspolitik und erstarkenden rechten Bewegungen infrage gestellt. Und ein wissenschaftlicher Naturalismus, der Menschen ausschließlich als biologisch-geschichtliche Wesen denkt, reduziert unsere Moralität.

Angesichts dieser Herausforderungen vergegenwärtigen uns einige der zum Jubiläumsjahr erschienenen Titel Immanuel Kant als nahbaren Philosophen, der für Orientierung im Denken und Handeln steht und der gleichzeitig – etwa durch seine rassistischen Äußerungen – den eigenen Idealen nicht genügt. Als einen Denker, der an einer utopischen Kultur der Vernunft festhält, in der wir endlich zu Menschen werden, und für den Frieden das wichtigste Ziel der Politik ist, weil es die menschliche Würde schützt. Kant steht heute für eine Philosophie, die konkret auf eine Verbesserung der Lebensumstände

hinwirkt, nicht nur auf bloße Erkenntnis. Widerlegt wird damit die Sicht auf Kant als pedantisches Männlein, das lebensfern und scholastisch gewunden schreibt – in einer Sprache, bei der dem Lesenden so wird, „als drehe eine alte, knöcherne Hand ihm das Gehirn in Schraubenwindungen aus dem Kopfe“ (Robert Musil).

Marcus Willascheks umfassende Einführung in Kants „Revolution des Denkens“ vollbringt das Kunststück, Kants Ideen samt seiner drei Kritiken (die freilich nach viel Vorarbeit in den letzten der insgesamt 30 Kapitel erläutert werden) für philosophische Laien wie auch Beschlagenere nachvollziehbar und lebendig zu erklären. Biografische Miniaturen sowie die anschauliche Rückbindung von Kants Fragen an historische wie philosophische Entwicklungen komplettieren das Bild. Bei seinem Gang durch das Gedankengebäude unterstreicht der in Frankfurt lehrende Kant-Experte drei Charakteristika: den Vorrang der Praxis vor der Theorie; die Objektivität des menschlichen Standpunkts, die auf intersubjektivität beruht, also auf einer durch Strukturen unseres Denkens vorgegebenen, notwendigen Übereinstimmung zwischen Individuen; und schließlich das vermittelnde Denken zwischen Extrempositionen, etwa zwischen Empirismus

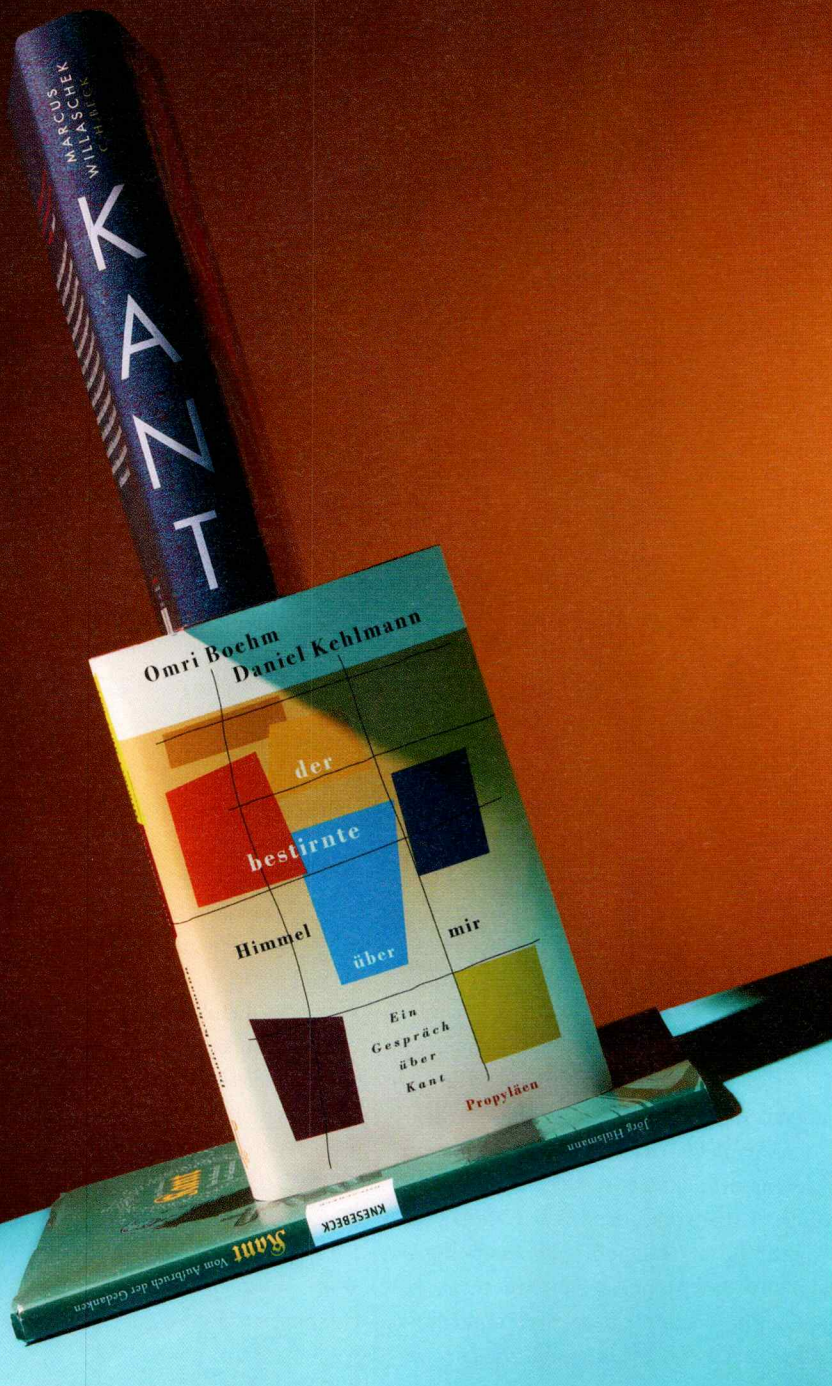
 **Marcus Willaschek**
Kant. Die Revolution des Denkens
C. H. Beck, 430 S., 28 €

 **Jörg Hülsmann**
Kant. Vom Aufbruch der Gedanken
Kneesebeck, 96 S., 24 €

 **Omri Boehm, Daniel Kehlmann**
Der bestirnte Himmel über mir. Ein Gespräch über Kant
Propyläen, 352 S., 26 €



Die Sonderausgabe des Philosophie Magazins zu Kant ist im Handel erhältlich.



und Rationalismus, die Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ überwand.

Eine erstaunlich fundierte Hinleitung zu Kants Denken bietet auch die Graphic Novel „Kant. Vom Aufbruch der Gedanken“. Mit seinen fast fotorealistischen Illustrationen gibt Jörg Hülsmann der Imagination dennoch genügend Raum: In vier Kapiteln, benannt nach Kants großen Fragen – Was

kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch? –, zeichnet der Buchkünstler den Lebensweg des Königsberger „Weltweisen“ nach. Besonderes Gewicht verleiht er dabei der langwierigen Berufung auf den Lehrstuhl für Logik und Metaphysik, den Kant erst im Alter von 47 Jahren erlangte. Dazu kommen Kants Dasein als „Genie der

Pedanterie und Pünktlichkeit“ (Wilhelm Weischedel), seine Tagesroutine, Spaziergänge und Tischgesellschaften. Aber auch die zeichnerisch weniger gut umsetzbare Philosophie bannt Hülsmann auf die in ansprechendem Blaugrün, Beige und Gelb gestalteten Seiten, indem er Biografen, Weggefährten und Kant selbst ausführlich zitiert. Deren Texte platziert er sinnig neben Bildmotive, vom schwankenden Schiff auf stürmischem Ozean bis zu Kompass, Sextant und Landkarte. In einen Sternkreis setzt Hülsmann Kants kategorischen Imperativ: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“

„Der bestirnte Himmel über mir“, ein Teilzitat aus dem berühmten Beschluss der „Kritik der praktischen Vernunft“, dient auch als Titel des buchlangen Gesprächs zwischen Daniel Kehlmann und dem israelisch-deutschen Philosophen Omri Boehm. Hier könnte man leicht annehmen, es handle sich um gefällige Plaudereien zwischen einem Schriftsteller und einem ihm gewogenen Philosophen. Tatsächlich aber wohnt man bei diesen anspruchsvollen Umkreisungen von Kants Ethik, seiner Widerlegung Spinozas, der Erkenntnis- und Kunsttheorie einer Art Meisterklasse bei, vor der man besser schon einen Kant-Grundkurs absolviert hat (zum Beispiel mit Willaschek).

Kehlmann hat vor seinem ersten Roman eine Promotion über Kant begonnen, Boehm mit seinem 2023 erschienenen Buch „Radikaler Universalismus“ eine elektrisierende Verteidigung der kantischen Moralphilosophie geleistet. Kant sei anarchistisch in seiner Annahme eines nicht menschengemachten, aber auch nicht göttlichen, sondern im kategorischen Imperativ vertretenen moralischen Gesetzes. Und aufregend mit seinem kompromisslosen Bestehen auf einem Menschheitsbegriff, der auf der Fähigkeit zum freien, pflichtgemäßen Handeln beruht. Einiges von dieser Aufregung, von dem konzentriert-atemlosen Gespräch überträgt sich auf den Lesenden, der sich vielleicht sogar vornimmt, das Gedenkjahr so kantianisch wie möglich zu verbringen. /

Impressum

Nr. 03/2024, Heftfolge 75

Philomagazin Verlag GmbH
Brunnenstraße 143, 10115 Berlin, Deutschland
+49 (0)30 / 54 90 89 10
redaktion@philomag.de
www.philomag.de

Chefredakteurin: Dr. Svenja Flaßpöhler (V.i.S.d.P.)
Stv. Chefredakteurin: Theresa Schouwink
Redaktion: Dominik Erhard (Redaktionsleitung
Online), Dr. Jana Glaese, Dr. Jutta Person* (Bücher),
Dr. Moritz Rudolph, Helena Schäfer*

Art-Direktion: Marie Lautsch*
Layout: Lea Kontak
Bildredaktion: Diana Decker*
Schlussredaktion: Kilian Thomas*
Lektorat: Christiane Braun*
Praktikum: Paul Roßmüller, Oskar Schönharting

Mit Beiträgen von: Dr. Christoph Bartmann,
Dr. Fabian Bernhardt, Dr. Ronald Düker, Dr. Wolfram
Eilenberger, Cédric Enjalbert, Lisa Friedrich, Mirna
Funk, Thorsten Jantschek, Prof. Dr. Christoph Kann,
Maximilian Kisters, Vivian Knopf, Dr. Manuela
Lenzen, Timm Lewerenz, Thomas Linden,
Prof. Dr. Florian Meinel, Dr. Elisa Primavera-Lévy,
Dr. Eva von Redecker, Prof. Gert Scobel,
Kilian Thomas, Friedrich Weißbach, Dr. Florian Werner,
Lea Winterlin, Prof. Dr. Dr. Slavoj Žižek

Coverillustration: Jules Julien

Geschäftsführer: Fabrice Gerschel
Herausgeberin: Anne-Sophie Moreau

Verlagsmanagerin: Anush Simon
Verlagsassistentin: Maria Kapfer

Druck: Möller Pro Media GmbH, Ahrensfelde
Vertrieb: IPS Pressevertrieb GmbH, Meckenheim

Anzeigen:
PremiumContentMedia –
Thomas Laschinski
+49 (0)30 / 60 98 59 30
advertisebooks@laschinski.com

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit:
Über den Verlag
+49 (0)30 / 54 90 89 150
presse@philomag.de

ISSN 2626-7985

* Freie Mitarbeit

Abo- / Leser-Service:

+49 (0)40 / 38 66 66 309
philomag@pressup.de
Philosophie Magazin Leserservice
PressUp GmbH
Postfach 70 13 11
22013 Hamburg

Online-Bestellungen:
www.philomag.de/abo

Philosophie Magazin am Kiosk:
www.mykiosk.com

Erhältlich im
Bahnhofs-
und Flughafen-
buchhandel
in Deutschland



Leserpost

Philosophie Magazin
02/2024



... Zur Sonderausgabe „Kant“
Ekkehard Grubler

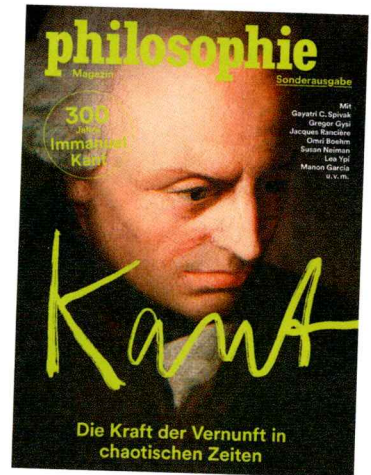
Die Vernunft führt sich nicht selbst im Munde

„Von allen Politikern, ob links oder rechts, Mitte oder diagonal, wird gesagt, man müsse mit Vernunft und Klarheit handeln und regieren. Aber keiner weiß, was Handeln mit Vernunft bedeutet, und die, die vernünftig handeln, werden von der Opposition beschimpft. Wer am lautesten Vernunft einfordert, hat vielleicht am wenigsten davon!“

... Zum Gespräch mit
Rahel Jaeggi und Robert Pfaller
Gibt es falsche Bedürfnisse?
Jürgen Laster

Universelle Bedürfnisse

„Verlangen, wie das Fahren von SUVs, sind lediglich Ausdruck von universellen Bedürfnissen wie Sicherheit und Dominanz. Diese universellen Bedürfnisse sind biologischen Ursprungs und damit konstant.“



Philosophie Magazin
Sonderausgabe 28

Diese stecken die Grenzen für mögliche individuelle Sozialisierungen ab. Dabei können die determinierten Bedürfnisse nur gestärkt oder geschwächt werden, jedoch nie de novo entstehen. Deshalb bin ich auch nicht Ihrer Meinung, dass alle Bedürfnisse ‚von Gesellschaftlichkeit durchdrungen sind‘. Von Gesellschaftlichkeit durchdrungen ist hingegen die Kultur als Sammelbecken der Befriedigungstechniken von Bedürfnissen.“

... Zum Interview mit Quinn Slobodian
„Anarchokapitalistische Vorhaben sind keine Märchen“
Henning Fritsches

Verdeckter Feudalismus

„Was heute unter dem Namen ‚Anarchokapitalismus‘ auftaucht, hat mit anarchistischer Selbstverwaltung eigentlich nichts zu tun. Eine Firma pachtet von einem Staat die Lizenz, auf einem kleinen Gebiet selbst die Rolle des Staates zu übernehmen, wie es etwa in Honduras geschehen ist. Das ist eher Feudalismus: Der Grundherr hat die politische Macht, einschließlich Gerichtsbarkeit über die Einwohner seines Gebiets. So entpuppen sich anarchistische Gedanken-spiele als das genaue Gegenteil.“

Fehlerkorrektur

In der letzten Ausgabe wurde auf der Doppelseite „Zum Mitnehmen“ in der Kategorie „Sprint“ (S. 77) bedauerlicherweise der falsche Text gedruckt. Korrekt ist: Gotthold Ephraim Lessing, „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780): „Die Offenbarungen der Religionen belehren die Menschheit gemäß ihrem Entwicklungsstand über moralische Wahrheiten, bis die Menschen es aus Gründen der Vernunft vermögen, das Gute um des Guten und nicht Gottes willen zu tun.“

**Die nächste
Ausgabe
erscheint am
10. Mai 2024**

***** Zum Beitrag in der Sonderausgabe:
Warum Kant lesen?**
Lutz Herrmann

Wunderbare Klarheit

„Kant ist im Durchlesen eckig und kompliziert. Aber mit Muße und Geduld gelingt es, die Sätze auf sich wirken zu lassen; besser als bei Hegel, wo man oft nach einer Seite Ausführungen in der Luft zu hängen scheint. Wenn man die geschichtlich bedingten Stellungnahmen zu Frau, Rasse und Judentum mal wegblendet, ist der Rest von wunderbarer Klarheit und Struktur und auch einer fantastischen Hellsichtigkeit.“

***** Zum Essay von Christoph Menke
Kritik des Krieges**
Dr. med. Sebastian Gruben

Nicht nur die Toten zählen

„Herr Menke überführt Annalena Baerbock als eine jener ‚Bellizisten‘, die sich so viel auf ihren Realismus einbilden, aber, in Wahrheit die Schönfärber des Krieges sind. Als Beleg gilt ihr Satz, die an die Ukraine gelieferten Waffen

würden Leben schützen. Man wird wohl unterstellen dürfen, dass sogar Frau Baerbock weiß, dass Waffen töten. Und freilich werden am Ende des Krieges die Waffenlieferungen die Zahl der Toten massiv gesteigert haben – wer wollte das bestreiten? Aber die Toten sind eben nicht das Einzige, was zählt. Die Freiheit und Selbstbestimmung eines Landes zählen auch.“

***** Zum Gespräch mit
Rahel Jaeggi und Robert Pfaller
Gibt es falsche Bedürfnisse?**
Prof. Dr. Ferdinand Buer

Vom Gelingen erzählen

„Wenn Jaeggi à la Adorno Gesellschaftlichkeit mit Ekel assoziiert, vergisst sie, dass Gesellschaft auch Lust und Freude ermöglicht. Gern wird vergessen, was sogar Marx erkannte, dass erst der Kapitalismus einen zuvor unvorstellbaren Reichtum hervorzubringen vermochte. Gegen eine ungerechte Verteilung und eine warenförmige Gestaltung des Lebens kann man durchaus etwas unternehmen! Ich gehe doch davon aus, dass das Jaeggi und Pfaller in ihrem Leben einigermaßen gelingt. Von diesem Gelingen sollten sie mehr erzählen.“

ANZEIGE

FACHWISSEN SEIT 1974

**PSYCHOLOGIE
HEUTE**

Der Mensch unter dem Haarreif

Unser Themenheft für
alle, die wissen wollen, wer
der andere wirklich ist



**Jetzt
bestellen**

www.psychologie-heute.de

Phil.Kids

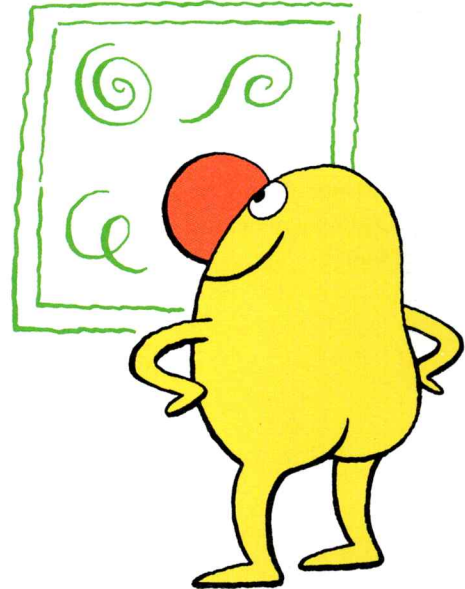
Kleine Menschen wissen
oft mehr als große.
Wir fragen, Kinder antworten

Illustrationen von Nadine Redlich

Welchen Sinn hat Kunst?

Kunst ist ja eigentlich alles, was schön ist.
Und Menschen brauchen Schönheit, weil sie selbst
immer hässlicher werden.

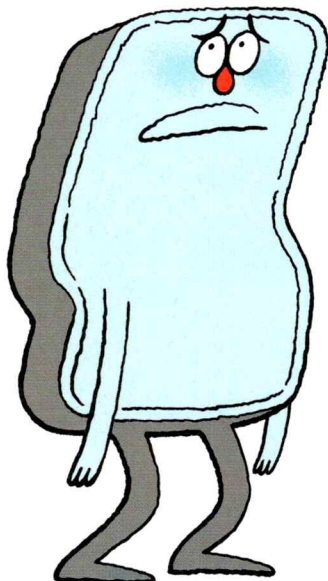
Elisa, 9 Jahre



Wann ist man süchtig nach etwas?

Wenn man immer weniger Spaß an einer Sache
hat und sie trotzdem dauernd weitermachen will.
Ein ehemaliger Freund von mir ist ständig am
Handy, fühlt sich schlecht deswegen, kommt aber
trotzdem nicht mehr zum Sport. Da würde ich
schon sagen, dass er süchtig ist.

Timo, 15 Jahre



Kann ein Computer schlau sein?

Ich glaube schon. Aber wie wir Menschen sind
sie immer dann dumm, wenn es darauf ankommt.
Zumindest funktioniert der Beamer in der
Schule nie beim ersten Mal, wenn unsere Lehrer
ihn einschalten wollen.

Olga, 12 Jahre

Was macht eine gute Gruppe aus?

Wenn verschiedene Leute verschiedene Sachen
nicht können, freuen sich nämlich die anderen,
die normal sind, dass sie was normal können, und
glauben, dass sie darin richtig gut sind.

Liam, 6 Jahre

Junge Köpfe, große Fragen – Kinderbücher zum Nachdenken

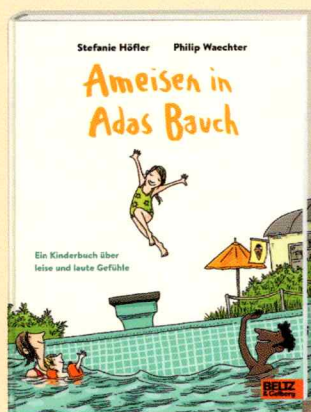
Gebunden, 42 Seiten, ab 5 Jahre
ISBN: 978-3-407-75886-6, € 17,-



Die unendliche Welt der Zahlen

Die 5-jährige Tale kennt alle Zahlen und zählt die Sterne am Himmel, aber es sind zu viele. Unendlich viele. Ist unendlich eine Zahl? Wie heißt die größte Zahl der Welt? Von ihrem Papa erfährt Tale, dass es eine Zahl gibt mit so vielen Nullen, dass man sie niemals schreiben könnte: Sie heißt »Googolplex«.

Gebunden, 144 Seiten, ab 6 Jahre
ISBN 978-3-407-75895-8, € 18,-



Leise und laute Gefühle

Ada freut sich auf die Schule, aber manchmal zwickt sie die Angst. Stefanie Höfler erzählt von diesen durcheinander wirbelnden Gefühlen und Stimmungen in vielen berührenden (Alltags-)Episoden, die zu einer großen Geschichte werden. Philip Wächters zart-poetische Bilder und Comics, voller Witz und Empathie, tauchen in die Tiefen all der widersprüchlichen Gefühle ein.

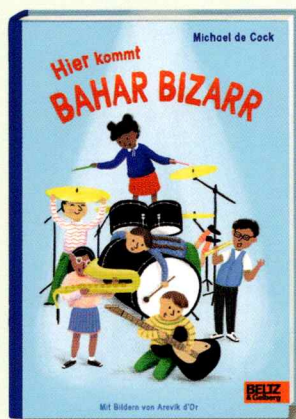
Gebunden, ca. 72 Seiten, ab 8 Jahre
ISBN: 978-3-407-75912-2, € 16,-



Was ist eigentlich gerecht?

Mehrere Kinder teilen sich einen Kuchen. Ist es gerecht, wenn alle gleich viel bekommen? Was ist mit der Person, die gebacken hat, oder der, die besonders hungrig ist? Je tiefer man ins Thema Gerechtigkeit einsteigt, umso kniffliger wird es! Leicht verständlich wird beschrieben, was Gerechtigkeit mit Demokratie zu tun hat, was der Kommunismus ist, wieso Generationengerechtigkeit wichtig ist und wie wir die Ungleichheit in der Welt betrachten können. Mit vielen bunten Illustrationen von Meike Töpperwien.

Gebunden, 90 Seiten, ab 8 Jahre
ISBN: 978-3-407-75891-0, € 12,-



Über Vorurteile und Toleranz

Bahar hat zwei Mütter und keinen Vater. Ihr Vater ist eine Kaulquappe, erklärt sie den Kindern in der neuen Klasse. Und ihre eine Mutter ist die berühmte Schlagzeugin einer Rockband. Das ist zwar nicht komplett gelogen, doch sonnenklar ist, dass Bahar damit allerhand durcheinanderwirbelt. Eine funkelnde Geschichte mit Herz, Verstand und Witz, aufregend zart illustriert von der belgischen Illustratorin Arevik d'Or.

DIE PASSAGIERIN
Mieczysław Weinberg

Premiere
10.3.2024

Das Stück der Stunde über
Erinnerungskultur und Schuld

Bayerische Staatsoper



Global Partner der
Bayerischen Staatsoper